

SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**OKT.-DEZ. 1977
HEFT 4**

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von
Landschaft, Volkstum, Kultur
Herausgegeben vom
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

28. Jahrgang Heft 4
Oktober – Dezember 1977

Redakteur: Willy Leygraf

Redaktionsausschuß: Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Willy Leygraf, Hans-Martin Maurer, Helmut Schönamsgruber.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Für Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt er jährlich DM 25,-, für Einzelhefte DM 6,50 (zuzüglich Versandkosten, incl. 5,5% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 22 32 43.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im KONRAD THEISS VERLAG, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 43 29 81.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs-
dienst Aalen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus-
zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:
Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 22 32 43

Inhalt

WILLY LEYGRAF Zur Sache	277
AUGUST GEBESSLER Aspekte der aktuellen Denkmalpflege	278
RUDOLF LEMPP / HANNES MAYER Konstruktives über durchbrochene gotische Turmhelme	284
EBERHARD HAUSE Die Kumburg im Jahrhundert der Staufer	287
WILLY LEYGRAF Zu Sebastian Sailers Schriften im schwäbischen Dialekt	296
WILHELM STAUDACHER Probleme der zeitgenössischen Mundartdichtung	307
MAX PRAGER Schramberger Bildergeschirr	311
WERNER HACKER Auswanderungen aus Oberschwaben	320
Buchbesprechungen	324
Anschriften der Verfasser	331
Mitteilungen des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES	332



Willy Leygraf: Zur Sache

Die Staatsgalerie Stuttgart soll ein größeres Gehäuse bekommen. Und vielleicht gelingt es doch noch, das Jubiläumsjahr des Landes mit dem ersten Schritt zu einem Freilichtmuseum Baden-Württemberg zu verzieren. (Das wäre immerhin die erste kulturelle Einrichtung des Landes, die tatsächlich für das ganze Land da ist und nicht nur aus je einem badischen und einem württembergischen Zwilling besteht!) In beiden Fällen sollte man sich der Tatsache bewußt sein: Museen sind Notbehelfe. Die Galerien der Vergangenheit waren Räume von alltäglich benutzten Schlössern und Palästen, in denen die herrschaftlichen Bewohner speisten, plauderten, Intrigen spannen oder Geschichte machten. Da hingen auch Bilder – und an diese Bilder wurde schließlich der Name Galerie angebunden. Daran sollte man sich erinnern, wenn man Galerien für eine demokratische Gesellschaft baut: wir brauchen keine neue Herrschaftsarchitektur, wenn die Bürger dieses Staates sehen sollen, was dieser Staat an Kunstwerken besitzt. Wenn schon Kunst nicht genug im Alltag dieser Bürger stattfindet, dann aber, bitte, in einem möglichst alltäglichen Gebäude! (Das schließt hohe architektonische Qualität nicht aus.) – Auch ein Freilichtmuseum ist ein Notbehelf. Man muß Bauernhäuser zeigen, in denen keine Bauern leben, «schwarze Küchen», durch die kein Rauch zieht, Ställe, in denen kein Vieh steht. Man muß die Häuser und Höfe gelegentlich näher zusammenrücken, als sie sich in der Landschaft präsentiert haben. Man muß ein Wasserrad zeigen, wo kein Bach fließt. Oder ein Weingärtnerhaus, wo kein Wein wächst. Weil es nämlich die einzige Möglichkeit ist, die jetzt noch vorhandenen Reste überhaupt zu zeigen. Für die Wissenschaft und ihre Forschungen. Für die Besucher, die erfahren sollen, welche Vergangenheit ihre Gegenwart bestimmt hat. Aus dem Vergleich des überschaubar Zusammengerückten werden Anschauung, Einsicht und Verständnis möglich. Weil man nicht lebendige Vergangenheit rekonstruieren und vorführen kann, ist mit solchem Notbehelf eines (Freilicht-)Museums das Mögliche so gut wie erreicht. Wem die Lebensnähe, die Verbindlichkeit auch der kleinsten Einzelheiten im Umfeld fehlen, der möge bedenken: Museen sind nun einmal Notbehelfe. Sicher wäre der Wurzacher Altar richtiger in der Kirche aufgehoben, für die er gemalt wurde. Aber es ist immer noch besser, man kann ihn im Museum in Berlin-Dahlem sehen – als überhaupt nicht!

Das Titelbild

zeigt die Erhardskapelle auf der Kamburg und verweist so auf den Versuch von EBERHARD HAUSE, dieses ungewöhnliche Bauwerk aus der Zeit seiner Entstehung zu deuten. Wenn so die Kamburg im Zusammenhang mit dem «Jahrhundert der Stauer» gesehen wird, schließt sich damit auch in den Hefen der SCHWÄBISCHEN HEIMAT der Bogen dieses Jahres, in dem das Land Baden-Württemberg unter dem Signum der Stauer sein 25jähriges Bestehen gefeiert hat. – Foto: Landesbildstelle Württemberg.

Auf dem Deutschen Kunsthistorikertag 1965 in Ulm wurde zu den Pflichten des Denkmalpflegers ein entscheidender Leitsatz formuliert: *Ureigenste Aufgabe des Konservators ist es, das Verhältnis zwischen Öffentlichkeit und den Denkmälern in Ordnung zu bringen.* Ich habe bei meiner Amtseinführung am 2. Mai '77 in Stuttgart eben diesen Kernsatz aufgegriffen und ihn erneut in die Mitte des aktuellen denkmalpflegerischen Aufgabenfeldes gestellt. Die Begründung dafür liegt für jeden einigermaßen Erfahrenen offen auf der Hand: Es geht ganz schlicht um die Tatsache, daß eben zum gegenwärtigen Zeitpunkt der umfassendsten Eingriffe in unseren historischen Baubestand gleichzeitig ein ebenso umfassendes Informationsdefizit besteht von der Denkmalpflege zur Öffentlichkeit hin. Und man muß ergänzen: Zu einer Öffentlichkeit hin, die in einem vorher noch nie dagewesenen Ausmaß zu einem mitentscheidenden Faktor im Vollzug der Denkmalpflege geworden ist. Ich habe daher seinerzeit eine erheblich verstärkte Öffentlichkeitsarbeit als eine Kernaufgabe unseres Amtes herausgestellt. Dabei ist jedoch einiges mißverstanden worden.

Ich möchte es jedenfalls als eine erhebliche und vielleicht sogar gefährliche Fehleinschätzung benennen, wenn die Ursache für mitunter recht ausgeprägte Schwierigkeiten mit dem Vollzug der Denkmalpflege in diesem Land vordergründig nur bei den Konservatoren, nur in einem Informationsdefizit zur Öffentlichkeit hin gesehen wird und wenn nunmehr bürgerfreundliche Öffentlichkeitsarbeit – wie es heute so gängig heißt – verknüpft wird mit einer totalen Heilerwartung.

Wie diese Schwierigkeiten gemeinhin gesehen werden, das ist Ihnen bekannt durch griffige Schlagworte, angefangen vom «überzogenen Denkmalschutz», von der Verteidigungsmentalität der Denkmalpfleger, oder von der «Käseglocke des Musealen» und vom sog. «Recht der Gegenwart» bis hin zum Konservator als dem «Verhinderer der Nation», – wobei ich das Letztere dann gar nicht zurückweise, wenn es besagen soll, daß wir tatsächlich alles tun wollen, um zu verhindern, daß diese Kulturlandschaft weiterhin ihres geschichtlichen Bestandes entledigt wird!

Aber zurück zur Fehleinschätzung: Man sollte hier das Thema Öffentlichkeitsarbeit und auch ihre

Grenzen doch kurz ableuchten. Schließlich wäre es ja wohl eine Utopie, die wahlberechtigte Bevölkerung dieses Landes total zu Denkmalpflegern motivieren zu wollen. Man wird daher in aller Nüchternheit fragen müssen: Was kann Information sein und was kann sie leisten im Hinblick auf die zitierte, aktuelle Konfliktsituation.

Und im voraus wird man dazu auch noch sagen müssen, worin diese Konflikte überhaupt beruhen und wo sie z. T. sogar erheblich mehr sind – nämlich harte Konfrontationen.

Nach meiner bisherigen Erfahrung sind dazu drei Punkte zu benennen.

Punkt eins, das ist der Bereich täglicher und fast selbstverständlicher Konflikte, die ganz schlicht gesagt nichts anderes sind als ein sachbegründetes pro und contra im Widerstreit der Interessen, wo legitime Nutzungs- oder Kostenfragen an einem Althaus abzuwägen – und auch abzustreiten – sind mit den Forderungen der Denkmalpflege – mit einer Denkmalpflege, die ein Europa dieser Jahre und auch unser Land eben glaubt sich leisten zu sollen. Es geht also hier um Konflikte, die gar nicht aufgeheizt oder politisch instrumentiert werden müssen, denn das Metier Denkmalpflege ist hier weder gegenwarts- noch fortschrittsfeindlich, sondern ein höchst natürlicher Prozeß – nämlich die ganz legitime Auseinandersetzung zwischen Gegenwart und fortwirkender Vergangenheit.

Konfliktpunkt zwei, das ist nun allerdings eine tatsächlich weithin unbestreitbare Unwissenheit, ein echtes Informationsdefizit bei den Bürgern, das sich nunmehr Luft macht in unsicheren und rechtens auch kritischen Fragezeichen nach dem, was in unserem Land überhaupt als Denkmal zu gelten hat. Hier sind die Konservatoren eindeutig und längst fällig in die Pflicht genommen, nämlich mit der Aufgabe, endlich und umfassend dasjenige an Altbaubestand festzustellen und verständlich aufzuschlüsseln, was im Denkmalschutzjahr 1975 zunächst noch in pauschalpolitischer Bekundung und für jeden zunächst noch bekömmlich unter dem Stichwort «historisches Erbe» herausgestellt wurde, als die neuen und vor allem erweiterten Grundanliegen der Denkmalpflege.

Man tut gut daran, diese Vorgänge von damals nicht zu vergessen. Wenn heute von einem «überzogenen Denkmalschutz» die Rede ist, der sich in scheinbar übertriebener Weise auch um die Vielzahl der einfachen Altstadt Häuser und um Bauerngehöfte küm-

* Vortrag, gehalten bei den ESSLINGER TAGEN 1977 am 1. Oktober 1977.

merkt, so sollte man sich auch ins Gedächtnis rufen, daß dies alles keine Erfindung arbeitshungriger Konservatoren gewesen ist. Schließlich sind damals weite Teile der Öffentlichkeit spontan aufgetreten für die Erhaltung ihrer sichtbaren geschichtlichen Umwelt und dabei in erster Linie ja wohl für die historisch geprägte Hauslandschaft. Eben weil mit dem Abräumen Haus um Haus nicht nur Gestaltwerte und ästhetische Reizqualitäten verloren gegangen sind, sondern weit mehr, nämlich ein Baubestand mit offenbar unersetzlichen Qualitäten, ein Baubestand, der kurz gesagt das Umfeld ausmacht für die geschichtliche Orientierung des Menschen. Der bekannte Prozeß von Abbruch und Neubau hatte ein Ausmaß erreicht, in dem jedes natürliche Gleichgewicht zwischen Bewahren und Erneuern bereits gesprengt war.

Nun ist die Öffentlichkeit auch wiederum eine merkwürdig gesplante Kundschaft der Denkmalpflege. Der einsichtsvolle und zunächst applaudierte Dialog mit der Vergangenheit verliert erfahrungsgemäß dort seinen spontanen Impuls und gerät zumeist dort rasch ins Gegenteil, wo die Auseinandersetzung zwischen Gegenwart und Geschichte sozusagen hautnah wird, wo die zunächst eifrig mitvertretene Aufgabe der Denkmalerhaltung dann plötzlich vor der eigenen Haustüre steht, wo aus Bekundern über Nacht plötzlich Betroffene geworden sind – wo ein zunächst emotioneller Denkmaleifer plötzlich durchfärbt erscheint vom bekannten St.-Florians-Prinzip.

Immer wieder stellt sich die Hauptfrage: was wird in der aktuellen Konfliktsituation letztlich erreicht, wenn wir nunmehr endlich beginnen, die sog. Denkmälerlisten für dieses Land zu erarbeiten, um damit eine nachrichtliche Antwort zu geben auf die virulente Frage nach dem, was in unserer gebauten Umwelt unter Denkmalschutz steht, oder besser: was denkmalpflegerisch von Belang ist – und deshalb bei Veränderungen zu beachten sein wird?

Ich darf es vielleicht so sagen: Die Denkmälerlisten werden für die Bürger wie für die Behörden eine wichtige informative Basis sein für einen sachgerechten Vollzug des Gesetzes. Sie werden auch eine wichtige Möglichkeit sein, wenigstens auf dem gedruckten Papier das zu leisten, woran uns – und das ist wohl die deprimierendste Erfahrung hier – eine unerhörte Personalknappheit zeitlich ansonsten hindert: nämlich die «bürgernahe Mitteilbarkeit», wie es heißt.

Die Listen werden eine Voraussetzung sein, um von beiden Seiten – von Denkmalpflege und von betroffener Öffentlichkeit her – zunächst überhaupt über Denkmäler reden zu können. So werden uns diese

Denkmallisten denn auch dabei helfen, einige Scharten der letzten Jahre, wie sie etwa bei unseren Freunden in Gmindersdorf geschlagen wurden, wenigstens für die Zukunft wieder auszuwetzen. Über eines sollte man sich nicht hinwegtäuschen: Denkmäler werden nur dort erhalten, wo man sie erhalten will. Die datenfundierte Listeneintragung kann für dieses Wollen nur eine nachrichtliche Hilfe sein. Information und Listen können aber vor allem eines nicht leisten und nicht begründen: das Verständnis und die Wertschätzung des sog. Denkmals als Geschichtsdenkmal. Und genau an diesem Punkt liegt der Mangel in der Sache, wenn uns ein «überzogener Denkmalschutz» unterstellt wird!

Wir sollten uns dem Wesentlichen zuwenden, heißt es, nämlich den wichtigen Denkmälern; und das bedeutet im Klartext: Denkmalschutz wiederum nur für die Kunstdenkmäler, Rückfall in die Denkmalpflege der Großväterzeit. Ein derartig verblüffendes Ausmaß an Unwissenheit und an Vorbeireden an einem aktuellen Denkmalverständnis führt uns einmal mehr zu der Frage, was wir unter Kultur und Geschichte eigentlich verstehen – ein Dekorament nur, oder doch eine verpflichtende Grundqualität in allen Lebensbereichen. Für einen Weg, der hier im Sinne unseres historischen Baubestandes weiterführen kann, möchte ich dreierlei anmerken:

Zum einen werden die Konservatoren auch im Druck kritischer Herausforderung ihren Auftrag weiterhin wahrnehmen nach der Maßgabe des «historischen Erbes». Vor zehn Jahren konnte ein namhafter Kunsthistoriker noch behaupten, die Denkmalpflege sei eine institutionalisierte Repräsentation der Kunstfreunde: Denkmalpflege angesiedelt im Bereich der schönen Künste, zuständig für die Perlen der Bauwelt. Heute ist Denkmalpflege – zumindest ihrem Wesen nach – letztlich eine Verhaltensweise zur Geschichte.

Zum zweiten: Historische Stadtviertel und in ihnen die mehr oder minder anonymen Häuser, um die es heute in erster Linie geht, die vernachlässigt sind und daher zumeist rein vom Optischen her schon als entwertet gelten, sind in ihrer Bedeutung natürlich nicht ohne weiteres zu erschließen mit den eingefahrenen Wertmaßstäben kunstgeschichtlicher Prinzipalstücke und eines überholten Bildungsbegriffes. Die vielfältige historische Hauslandschaft im Stadtkern und im Dorf kann sich nicht selbst erklären in ihrem Denkmalwert, d. h. man wird sie – und das ist eine der wichtigsten Aufgaben auch der Heimatforschung und der historischen Heimatverbände! – erläutern und darstellen müssen in ihrem geschichtlichen Aussage- und Erfahrungswert, den sie leisten im persönlichen Zusammenhang eines Ortes oder

eines Straßenzuges, eben als ein Stück oder auch nur als ein Mosaiksteinchen eigener örtlich-urbaner Geschichte.

Und zum dritten: Selbst wenn wir dies zu leisten in der Lage sein werden: ein konstruktives Denkmalverständnis, d. h. ein tragfähiger Wille zur Denkmalerhaltung wird nur dort zu erwirken sein, wo er sich gründen kann auf ein geschichtliches Bewußtsein. Oder man müßte es genauer wohl so benennen: Wo sich dieser Wille erwirken läßt aus der geschichtlichen Dimension im modernen Bewußtsein. Genau an diesem Punkt stehen wir allerdings in der Frage und im Soll – aber eben nicht nur die Denkmalpflege, sondern insgesamt unsere Gesellschaft. Es stimmt in diesem Zusammenhang zumindest nachdenklich, wenn die gleichen Instanzen, die hier letztlich verantwortlich sind und als Bewahrer unserer Denkmäler auftreten, auf weitgehende Verkürzung oder Abschaffung der Geschichte in Schulen und Universitäten hinarbeiten, bzw. auf deren Umwandlung in Sozialkunde oder ähnliches. – Das Problem wird gesehen – aber mit welcher Optik? So gibt es in diesen Wochen den Plan, an den Straßen Schilder aufzustellen, mit denen auf Denkmäler hingewiesen wird, um damit auch den letzten Otto Normalverbraucher zu den Denkmälern hinzuführen und ihn für die Denkmalpflege zu gewinnen. Ich bin hier ganz unmißverständlich nicht mit von der Partie, d. h. ich bin der Meinung, daß der Weg zu Denkmälern weiter ist als nur ein kurzes Abzweigen von der Urlaubsrouten oder eine Spritztour zur Sehenswürdigkeit. Und selbst wenn es ketzerisch klingt und taktisch unklug ist: auch in der Veröffentlichung der Denkmäler gibt es Grenzen!

Doch zu den aktuellen Erfahrungen aus der Praxis! Das ist zugleich die Frage nach der konkreten denkmalpflegerischen Großwetterlage, die heute üblicherweise gemessen wird im Rückblick auf die neuen Weichenstellungen des Denkmalschutzjahres 1975. Was hat sich seitdem Entscheidenes ergeben, was hat sich gewandelt? Und hier wird nun selbst eine überkritische Diagnose nicht jene Erfolge wegdiskutieren können, die inzwischen ein Faktum sind.

Allem voran stehen wohl die Ergebnisse in einigen der historisch geprägten Städte unseres Landes; Ergebnisse einer exemplarischen Anstrengung, mit denen diese Städte eine wohl letzte Chance zur erhaltenden Sanierung spontan aufgegriffen haben. Man wird hier rechtens gerade die Stadt Esslingen beispielhaft erwähnen müssen. Ich habe inzwischen aber auch die Erfahrung gemacht, daß es hierzu lande gut ist, Vorurteile immer gleich mit einzukalkulieren, und so vermeldete ich mit der Stadt Ettlingen

eine beispielhafte Sanierung auch aus dem Badischen.

Man wird aber auch so vieles andere nicht unterschlagen dürfen: Die hochdotierten Programm- und Finanzhilfen des Landes etwa, oder die engagierten Klimmzüge so mancher anonym gebliebener Hausbesitzer um die Wiedergewinnung einer Fachwerk-schönheit im Ortsbild.

Und vielleicht sollte man ausdrücklich auch einmal die Schloß- und Burgenbesitzer erwähnen, die mit oder ohne Denkmalschutzjahr von jeher und ohne Schlagzeilen ihr altes Gemäuer instandhalten mit einem schier selbstlosen Idealismus, der manchmal schon an der Grenze zum Bankrott liegt. Hier werden Denkmäler als Wertfaktoren in unserer Umwelt erhalten mit einem extremen Selbsteinsatz und mit einer tiefempfundenen Identifikation, die einem Eigenheimbesitzer heutigen Schlages in seinem üblich gewordenen Anspruch auf Kultur bei seinem sonntäglichen Kaffeeausflug wohl immer fremd bleiben werden. Vieles wurde wohl überhaupt nur erreicht dadurch, daß Einzelpersonen ständig als Motor wirksam waren, wobei ich beispielhaft für die örtliche Situation in Esslingen nur die Namen OTTO BORST und WALTER SUPPER nennen möchte, die ein ständiges Arbeiten im Sinne der Denkmalpflege und dieser Altstadt betreiben, das ohne großes Schellengebimmel vor sich geht und vielleicht gerade deswegen um so effektiver ist.

All dies wird freilich über die andere Erfahrung nicht hinwegtäuschen dürfen: Die Denkmälerbedrohung ist geblieben; aber auch hier hat sich zum Teil etwas gewandelt. Man könnte es vorweg so resümieren: Die Denkmalgefährdung geschieht heutzutage zumeist langfristiger, sie ist auch weiträumiger dimensioniert und verspannt (denken Sie nur an den Begriff des Ensembles); und der Denkmalverlust vollzieht sich zumeist unauffälliger – ich meine damit aber nicht den Giebeleinsturz der «Krone» in Welzheim – oder wenn Sie so wollen: Er wirkt humaner. Rufen wir uns für ein erstes Beispiel jenen Problemkreis ins Gedächtnis, der mit Pate gestanden hat, als das Denkmalschutzjahr 1975 eingeläutet wurde, nämlich das Problem der modernen Architektur. Weite Teile der Öffentlichkeit sind damals unter diesem Aspekt für das «historische Erbe» in die Schranken getreten, motiviert durch das Unbehagen an der heutigen Bauproduktion. Oder besser: an der Art und Weise, mit der Neubauten nach dem technisch-industriellen Bauprinzip im weithin monotonen Schachtelformat und als reine Funktionsgehäuse in die Gegend gesetzt wurden und an die Stelle des alten getreten sind. (Der Ausdruck «Funktionsgehäuse» stammt nicht von mir, sondern

von namhaften Architekten, die sich in Stuttgart beim Wettbewerb für die Staatsgalerie um einen ersten Preis bemühten.) Die Denkmalpflege hat diese Emotionen damals aufgegriffen und unterstützt, mit Recht, so schien es, um überhaupt auf den radikalen Veränderungsprozeß in unserer historischen Baulandschaft aufmerksam zu machen. Oder wie man wohl sagen muß: auf den größten Denkmälerumtrieb aller Zeiten.

Es war damals ein Leichtes, Denkmalpflege attraktiv aufzuwerten und die neuen Architekten zu markieren als die plakativen Feindbilder baulicher Umweltqualität. Fachwerkfassaden und Barockschnörkel wurden herausgestellt als die humane Alternative zu einer pauschal verdamnten Gegenwartsarchitektur. Der offensichtliche Verlust an Gestaltqualität und an Gestalt-Individualität wurde zu einem eingängigen und vielleicht auch allzu eingängigen Agens für den Denkmaltrend dieser Jahre. Heute wage ich die vielleicht überzogen wirkende, aber doch eindeutige Feststellung, daß sich dieses rein gestalterisch begründete Unbehagen als vordergründiges Motiv für ein neues Denkmalbewußtsein doch als schlechter Partner der Denkmalpflege erwiesen hat.

Das Ausmaß des baulichen Veränderungsprozesses ist nämlich geblieben. Niedrigere Abbruchzahlen waren – wo es sie überhaupt gegeben hat – nur die Folge wirtschaftlicher Rezessionen. Im übrigen aber haben Bauherren und Architekten und zuweilen auch die Bauverwaltung rasch die anfällige Grundnatur des ästhetischen Unbehagens und der Gestaltwelle erkannt – und sich darauf auch eingespielt. Das heißt im Klartext: Abgeräumt wird auch weiterhin, aber der Neubau wird nun nicht mehr um jeden Preis ein Skelettbau sein oder eine Schicht-Pastete aus Beton, Glas und Stahl, sondern ein vorgegebener Mauerbau, aus Beton zwar, aber in Sandsteinverkleidung mit Giebeln und aufgeklebten Fenstersprossen, mit Dachvorsprüngen und all den simplen Details, mit denen man immer noch glaubt, Altstadt neu bauen zu können.

Selbst Kaufhäuser geben sich längst nicht mehr als Giganten, die bisher jeden Altstadtmaßstab gesprengt haben. Sie werden vielmehr durchgeknetet und optisch geschrumpft durch kleinmaßstäbliche Pflichtübungen. Mit einer gestaltfreundlichen Maskerade werden jene Probleme zugebuttert, die weit aus tiefgreifender sind und langfristig jeden historischen Ortskern bedrohen können, wo großräumige Einrichtungen dieser Art überhandnehmen: Nämlich der Eingriff in die eigentümliche Nutzungsstruktur und in das Parzellegefüge historischer Ortskerne, oder die Magnetwirkung für den Indivi-

dualverkehr, die Folgen für ein ausgewogenes Wirtschafts- und Sozialgefüge, die Folgen auch für ein teureres Wohnen (das nicht selten dann ausartet zum Luxusghetto); und insgesamt vor allem die fragwürdigen Auswirkungen aller cityartigen Einrichtungen für den Einzelhandel und für den Mittelstand, die unabdingbar lebensfähige Bestandteile eines jeden historischen Stadtkernes sein müssen, der sich funktionsgerecht als Altstadt innerhalb einer Gesamtstadt behaupten soll.

Was ich hier andeuten will: Die bloße Rücksichtnahme auf Gestaltfreundlichkeit, die sogenannte Stadtbildpflege, um die es hier geht, ist weithin die sicherste Position im Thema Altstadt, krisensicher und marktbeherrschend.

Wo die Baudenkmäler nicht als Zeugnisse aus der Geschichte und nicht als Substanzabhängige, als original sprechende Belege aus der Vergangenheit verstanden werden, sondern nur als ästhetische Reizqualitäten, dort haben wir im Grund keine Probleme mit der Altstadt: wir brechen ab und bauen es genauso wieder hin, – vielleicht sogar noch schöner als vorher. Von der Gestalt her ist heute alles machbar!

Nun soll hier auch wiederum kein Generalverdikt gegen das Kopieren in der Baudenkmalpflege ausgesprochen werden. Es gibt immer wieder auch Fälle, wo das kopierende Ergänzen und der kopierende Ersatzbau tatsächlich die letzten Auswege sind, um etwa das wichtige Erscheinungsbild eines historischen Straßenzuges geschlossen zu erhalten. Wo dieses Rekonstruieren und wo der Neubau als Kopie allerdings dann Schule machen, sozusagen zur Methode werden und ganz generell zum bequemen Ausweg, um die zumeist schwierige Altbauerhaltung zu umgehen, dort entsteht mit den altertümelnden Neubauten zwar wieder eine Art Altstadt, aber eben nur als Faksimileausgabe, und man wird mit MAX FRISCH konstatieren müssen: *es ist natürlich möglich, Eisenbeton zu tarnen mit Sandsteinquadern, mit gotischen Bögen und mit Erkerlein wie aus dem Mittelalter; aber was dabei herauskommt ist ja wohl so, daß kein Negersoldat auf Urlaub derlei noch für altes Europa hält.* In der breiten Öffentlichkeit und für den naiven Hausbesitzer sind diese Gesichtspunkte nicht immer und nicht ohne weiteres einsichtig zu machen. Für die Bedeutung der originalen, historischen Bausubstanz gibt es überdies keinen Marktwert, wie wir ihn etwa vom Antiquitätshandel her kennen. Diese Bedeutung ist allerdings dennoch unbestreitbar; denn was heute allerdings mit Atmosphäre als Qualität der Altstadt umschrieben wird, mit Milieu, mit Ausdrucks- und Erlebniswert historischer Stadtviertel, das ist im hohem Maß doch abhängig vom

Vorhandensein überkommener, geschichtlich sprechender Bausubstanz, die es uns zudem überhaupt ja erst erlaubt, von Altstadt zu reden.

Mit dieser Praxis hängt es weithin zusammen, wenn das Thema Altstadt für einen aggressiven Denkmalpflegevortrag kein Zugpferd mehr ist.

Im Gegenteil: was heute Probleme mit der Altstadt aufwirft, ist nicht mehr so sehr die Vernachlässigung der Altstadt, sondern eher der umgekehrte Sachverhalt, d. h. jenes Maß an betriebsamer Altstadtaufwertung, das förmlich auswächst zu einer Art Bedarfserweckung für Altstadt. Die Stadt Esslingen, die seit langem eine mühevoll und vorbildlich behutsame Stadtreparatur betreibt, wird es verstehen, wenn wir dort und da im Land neuerdings kritisch werden gegenüber jenen Sanierungsplanungen, die mehr oder minder abgestellt sind auf die Optik eines raschen Erfolges. Das heißt: Man ist kritisch geworden dort, wo nicht die Reparatur und nicht das leistungsfähige Gleichgewicht des gesamten Stadtkerns als Anliegen im Vordergrund stehen, sondern wo in erster Linie sozusagen die Schokoladenseite geputzt wird und wo vor allem die Aktivitäten das Feld beherrschen; wo etwa Fassadenwettbewerbe im Mittelpunkt stehen und Fußgängerzonen. Man müßte fast sagen: wo das soziale Bankkonto einer Altstadt ganz einfach überzogen wird in der Zielrichtung «beste Geschäftslage» und «Volksfest der Attraktivitäten».

Um nur bei den Fußgängerzonen zu bleiben, die heute das Kernstück jeder Sanierungsplanung und dabei schon fast so etwas wie ein Ideologiefall geworden sind: Niemand wird die vereinzelte Notwendigkeit von Sperrbereichen im Stadtkern bestreiten. Der schnelle Erfolg, der sich mit Fußgängerzonen für den Teilbereich einer Stadt einstellt, ist zudem bestechend. Aber eben nur für einen Teilbereich! Und hier erhebt sich für uns dann die Frage, was mit den übrigen Zonen, mit den Nebenbereichen, im Kontext einer historischen Stadt geschieht, wenn der Verkehr aus der Hauptstraße herausgezogen und in die Nebengassen hineingedrückt wird, die dann entweder aufgebrochen und ausgebaut werden zu Umgehungsstraßen, auf Kosten auch der historischen Bausubstanz. Oder sie werden vollends zu Schattenzonen der Investitionsbereitschaft und des großen Konsums in den Fußgängerzonen. Dort wird sich die Geschäftslage verbessern; aber neue Verkaufs- und Lagerflächen werden notwendig, die sich krebsartig hineinfressen in die anschließenden Wohngebiete: mit asphaltierten Parkplätzen, mit Laderampen, mit Müllcontainern und Kistenstapeln. Und letztendlich dort dann immer wieder die Frage an die Wohnqualität in der histori-

schen Hauslandschaft, deren Existenz zwar nicht von heute auf morgen, aber langfristig dafür um so gewisser auf den Absterbeetat geraten kann.

Es stimmt letztlich ganz einfach nachdenklich, wenn dort und da die Fußgängerzonen eingerichtet und instrumentiert werden mit Grün und mit Bächlein, mit Pflanztrögen von der Stange und mit Spielzeug, als wäre die Altstadt sich selbst nicht mehr genug, sondern nur noch die heimelige Staffage für den Auftrieb moderner Unterhaltungs- und Konsumlandschaften.

Vielleicht wäre hier nur eine einzige Frage zu stellen, nämlich: warum bleibt die Anlage von Fußgängerzonen zumeist nur auf die Geschäftszentren beschränkt?

Nun wird man eines sicher als Positives zu registrieren haben: In den letzten Jahren ist endlich der Aufstand gegen die üble Praxis der «autogerechten Stadt» passiert. Was aber auch weiterhin noch droht, das ist das Übel der raschen wirtschaftlichen Erfolgsbilanz, der wirtschaftlichen Überfrachtung historischer Stadtkerne mit cityartigen Verkaufs- und Büroeinrichtungen, die sich erfahrungsgemäß als dynamischer Prozeß weiterentwickeln und von der Nutzung wie vom Baulichen her oft genug dann jeden Maßstab sprengen – oder sie gehen an sich selbst zu Grunde, wie in Göppingen kürzlich der Bankrott eines Kaufhauses gezeigt hat.

Aber erlauben Sie noch eine Rückfrage zur «autogerechten Stadt»: Haben wir dieses Problem wirklich gelöst – oder nur verlagert?

In Öhringen hat man im Laufe der letzten Jahre in der Innenstadt eine merkliche Verkehrsberuhigung erreicht. Die Entlastung führt nun durch die Karls-Vorstadt des 18. Jahrhunderts. Ein beachtliches klassizistisches Haus stand im Weg und wurde abgeräumt. Ein einziges Haus nur, wird gesagt; aber immerhin ein unverzichtbares Kettenglied im Bauensemble der Karls-Vorstadt, die zu den eindrucksvollsten städtebaulichen Leistungen des 18. Jahrhunderts gerechnet werden darf bzw. durfte.

Neue Verkehrszahlen lassen zudem die Frage offen, ob diese neue Straßenführung überhaupt notwendig war. – So werden m. E. Konflikte zwar beseitigt aber nicht gelöst. Beispiele wie Öhringen weisen allerdings hin auf eine erhebliche Gefahr: Wir sehen die Probleme zumeist erst dort, wo der Abbruch droht, d. h. wenn es zu spät ist. Hier gilt die banale Erfahrung, daß gerade in der Denkmalpflege Ursache und Wirkung oft unendlich weit auseinander liegen.

Ich belege diese Erfahrung hier nur an einem Beispiel aus dem Sektor Straßenverkehr, einem Beispiel, das zugleich das extrem breite Problemfeld

veranschaulicht, in dem das Sein oder Nichtsein historischen Baubestandes heute verankert ist: Bis vor wenigen Jahren war die Stadt Blaubeuren für jeden Denkmalpfleger noch immer zuerst der Ort und das Restaurierungsproblem eines weitberühmten Altares. Heute steht – für uns jedenfalls – mit Blaubeuren etwas ganz anderes im Vordergrund, nämlich die Existenzfrage einer historischen Stadt. Beklemmend dort die Szenerie auf der Ortsdurchfahrt: Tonnen-schwere Betonlaster, die aus den nahen Zementwerken seit Jahren – und nunmehr zunehmend – ihren dröhnenden Weg nehmen. Sie stellen in diesem Kernbereich jedes urbane Leben in Frage, – jedes Wohnen, Einkaufen und Verweilen; der Fußgängersteig ist z. T. nur mehr einen halben Meter breit. Die Folgen sind abzusehen: Die Investitionsbereitschaft erlahmt, d. h. das bürgerliche Leben ebenso wie die historische Baulandschaft ist nicht nur durch die Erschütterungen bedroht.

Es gibt eine Verkehrsplanung, die eine Umleitung in die Randbereiche der Altstadt vorsieht. Verluste am historischen Baubestand und wiederum Probleme für die Bewohner werden die Folge sein.

Die große Umgehung – und damit die eigentliche Entlastung – ist eine finanzielle Frage in einer Dimension, die mit Mehrkosten nichts mehr zu tun hat, sondern weitaus alle bisherigen Kostenschätzungen für Zwischenlösungen übersteigt.

Welchen Stellenwert hat das sog. historische Erbe; was lassen wir uns derlei kosten? Ist Blaubeuren wirklich nur der Hochaltar?

Es kann sein, daß eines Tages die große Umgehung kommt, und sie wird dann fragwürdig sein, wenn Zwischenlösungen bereits ihre Schneisen in die Stadt gefressen haben, wenn das Ganze dieser Stadtstruktur und Stadtpersönlichkeit bereits angeschlagen oder aufgebrochen – und Blaubeuren wirklich nurmehr eine Touristenattraktion ist: Nämlich Altar und Blautopf!

Wo nun vom Langfristigen und vom Humanen der Denkmälerbedrohung die Rede ist, dort wird man eine Erfahrung noch anmerken müssen, die allerdings im Grunde deprimierend ist bis an die Knochen. Die mittlerweile gut einstudierte Großaufgabe der Altstadtrettung soll damit nicht verwässert werden. Aber es ist nun heute eindeutig so, daß gegenwärtig nichts so sehr einem ständigen und unerhört raschen Veränderungsdruck ausgesetzt ist wie der ländliche Raum – angefangen von den Kleinstädten, von den Märkten und Dörfern bis hin zu den ländlichen Siedlungsstrukturen im Einzelhof.

Gerade die grundsätzliche Umstrukturierung und die Rationalisierung im Betrieb der Landwirtschaft, das Aussiedeln usw. bringt nicht nur prachtvolle

Bauerngehöfte, sondern ganze Dörfer in ihrem charakteristischen kulturlandschaftlichen Gepräge, in ihrer Identität Zug um Zug auf den Absterbe-Etat. Rings um den Kirchturm fallen Tag für Tag die kennzeichnenden, die markanten und genauso die bescheidenen, individuellen Hausgesichter einem meist falsch geleiteten, vielfach auch noch finanziell geförderten Drang zur Verstädterung zum Opfer. Der Straßenverkehr spielt dabei nicht selten eine entscheidende Rolle: Es fällt zunächst nicht auf, wenn dörfliche Straßen nach der Normenbrille der Verkehrs-Technokraten ausgebaut und umgewandelt werden zu schnurgerade geführten Asphaltbahnen mit Verkehrsinseln, mit kantigen Bordsteinen und sauberen Fußgängersteigen. Das vormem weiche Relief dörflicher Straßenräume wird ersetzt durch einen Pistenperfektionismus, der zumeist dann auch ein entscheidender Ansatz ist für den Prozeß einer unaufhaltsamen und tödlichen Verstädterung, der sich vom Asphalt aus weiterfrißt auf dem Weg der sog. Altbaumodernisierung, deren Ergebnisse inzwischen ja überall abzulesen sind: Modernisierung vor allem im Sinne der Ideologie des Pflegeleichten – angefangen von der Verkleidung der Bauschäden durch Asbestzementplatten oder durch industrielle Sockelriemchen, dann die Aluminium-Türen und die Glasbausteine, bis hin zu den abwaschbaren Plastikzäunen und bis hin zu jenen Ganzscheibenfenstern, die bekanntlich pflegeleicht sind nach den Prinzipien von Frau Saubermann, die auch im 90-Minuten-Takt eingesetzt werden können – die an den alten Häusern aber aussehen wie ausgestochene Augen.

Der ganze ungesteuerte und manchmal auch programmierte, ja geförderte Modernisierungsprozeß ist weithin eine fortlaufende «Zerstörung ohne Abbruch», die uns zumeist allerdings erst dann aufschreckt, wenn als logischer Endpunkt dieser Entwicklung schließlich dann der maßstabsprengende und kahle Neubau etwa eines Kaufhauses auf der Bildfläche erscheint.

Bekannt ist nur das Schlagwort von der *Unwirtlichkeit* unserer Städte; es geht heute aber mindest so sehr um die Unkenntlichkeit unserer Dörfer, die nicht das Opfer denkmalfeindlicher Zerstörung, sondern das Ergebnis einer schleichenden Verfremdung werden.

Zwei abschließende Beispiele mögen jenes Bild abrunden, das zwar durchaus keine denkmalfeindliche Gesellschaft verzeichnet, um so mehr aber jene Sachzwänge, die langfristig wachsen und dafür in der Denkmälerbedrohung um so hartnäckiger sind.

Zum einen: die Kirchen. Natürlich werden heute

keine historischen Kirchen abgebrochen, um etwa einem Konzernpalast Platz zu machen oder einem Konsumzentrum. Aber irgendwann tauchen die bekannten Nutzungsfragen auch hier auf, vor allem im Zusammenhang mit dem Wandel in der Bevölkerungsstruktur, dem Stadt und Land ausgesetzt sind: in der Stadt werden die Kirchen z. T. überzählig, in aufgewerteten Landorten werden sie zu klein.

Gerade im letzteren Fall ist man vereinzelt dann einen sehr problematischen Weg gegangen: Man baut eine neue Kirche, die größer ist, zudem liturgisch betriebssicher; und man baut sie samt Gemeindezentrum weitab von der alten Kirche – um gleich was Richtiges zu haben! –, anstatt das Alte zu erweitern und einzubinden in die Aufgaben des Neuen. Ungenutzte Kirchen sind eine schier unlösbare Erhaltungsaufgabe.

Und nicht anders sind die Nutzungsprobleme zu sehen, die sich aus der Gebietsreform ergeben; die alten Rathäuser vor allem, die zu klein oder zu groß sind – oder eben auch überflüssig – und dann leerstehen. Sie sind von der Bedeutung wie von der Nutzung her aus der Verankerung gelöst, werden zum Treibgut und damit rasch zum Abbruchobjekt, wo andere Interessen inzwischen schon auf grünes Licht warten, etwa der längst angestrebte Verkehrsausbau im Ort. Der Trend, selbst in kleinen Landgemeinden, von der Ortsmitte an den Rand und dort in das Eigenheim im verkehrsrühigen Neubaugebiet auszusiedeln, erhält damit zumeist den ent-

scheidenden Impuls. Der historische Baubestand im Ortskern verliert seine tragfähige Nutzung und jede Investitionsbereitschaft. Vom Konservator wird in solchen Fällen dann lediglich noch verlangt, daß er sich realistisch und abbruchfreundlich verhält vor leerstehenden, baufälligen Althäusern, die aber eben vor allem aus solchen Gegebenheiten heraus zum Opfer eines «überzogenen Denkmalschutzes» gemacht wurden.

Hätte ich in den letzten Wochen aus Gesprächen mit den Kirchen, mit den Landwirtschaftsämtern und überhaupt mit der für uns heute so wichtigen Planungsebene nicht auch die erfreuliche Erfahrung zur offenen Bereitschaft für eine koordinierte Beachtung all dieser Probleme machen können – es wäre vieles hier nicht im Tonfall eines klimafreundlichen Berichtes ausgefallen.

Es ist die Frage, welche Rolle der geschichtlichen Dimension in der Umwelt und im modernen Bewußtsein beigemessen wird. Es wäre gefährlich, so meine ich, nur von der Gegenwart her die Zukunft sehen und bestreiten zu wollen. Wir handeln bekanntlich in erster Linie aus Erfahrung und dabei nicht zuletzt aus jener Erfahrung, die uns die Geschichte vermittelt – gerade auch die Geschichte in ihren originalen und untrüglichen Zeugnissen, die wir Denkmäler nennen. In dieser Einschätzung von Geschichte als fortwirkende Vergangenheit liegt jedenfalls der Sinn dessen, was wir unter dem überholten Begriff Denkmalpflege zu leisten versuchen.

Konstruktives über durchbrochene gotische Turmhelme

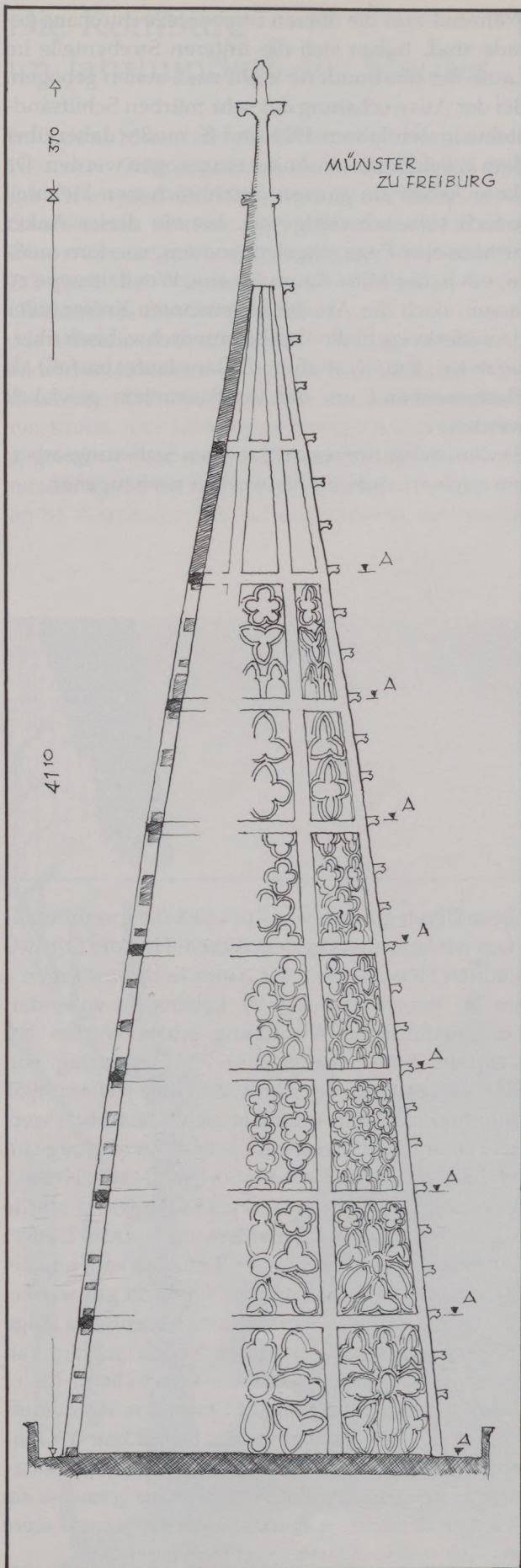
Rudolf Lempp

Mit Zeichnungen von Hannes Mayer

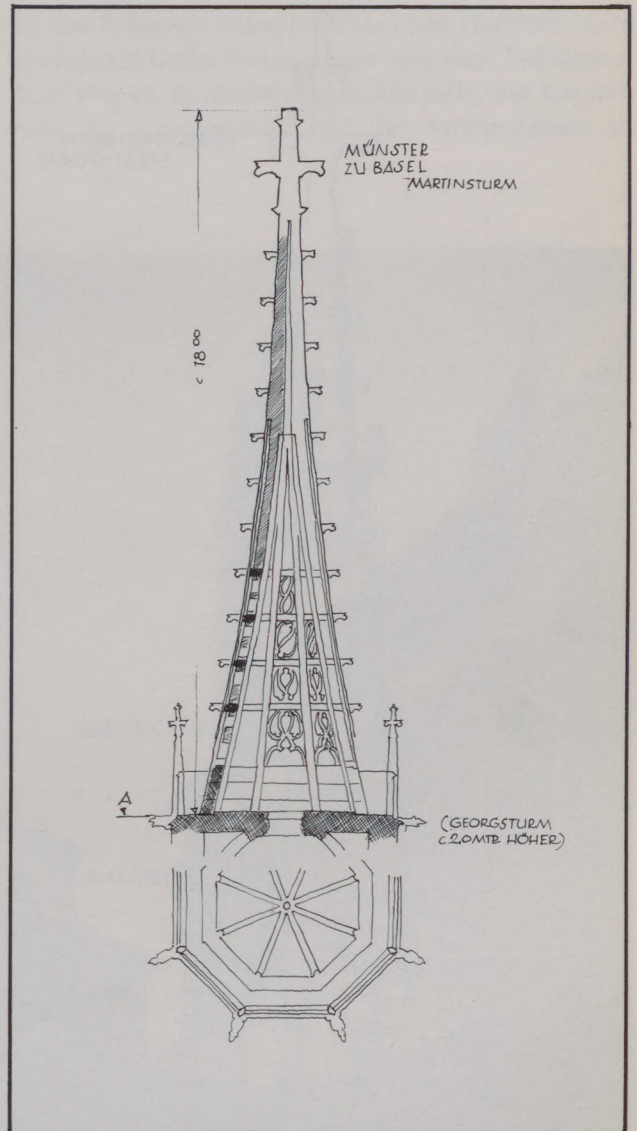
Der Helm des Münsters in Freiburg im Breisgau (14. Jahrh.).

Seine vertikalen Tragrippen zeigen eine deutlich sichtbare Bauchung nach außen. Wie wirkt sich dies konstruktiv aus? Der schräge Schub dieser Rippen wird auf ihre ganze Länge verteilt, so daß am Fuße des Helms verringerte Horizontalkräfte zu bewältigen sind. Da jedoch die Bauchung der Vertikalrippen sich leicht vergrößern könnte, so daß die Gefahr der Ausknickung bestünde, hat der Baumeister,

soweit von unten zu beurteilen, offenbar in jedem Feld, also in jede Horizontalrippe, einen eisernen Ringanker eingelegt. Er nimmt damit in jedem Feld den dort vorhandenen kleinen Seitenschub auf, so daß der starke Schub am Fuße des großen Helms entlastet ist. Dieser hätte sonst mit dem Druck des Ankers auf den Stein bedenklich werden können. Ein Ausknicken der Streben nach innen oder den Seiten verhindern die horizontalen Rippen und das eingefügte Maßwerk.

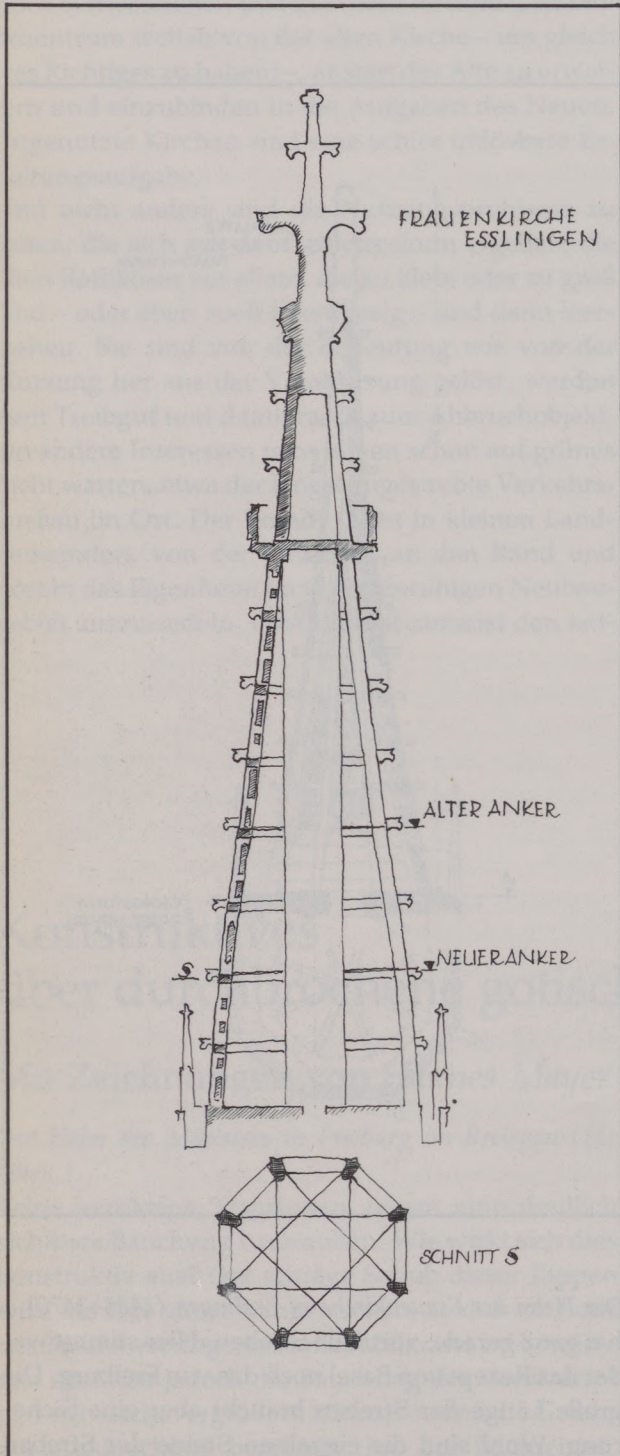


Die Helme des Basler Münsters (1421 bzw. 1488) sind wesentlich kleiner als der von Freiburg. Hier sind die vertikalen Tragrippen konkav, also nach innen gebauht. Sie können somit nicht nach außen ausknicken. Das Füllwerk verhindert wie in Freiburg ein Ausweichen nach innen und nach den Seiten. Doch nun wird der ganze Schub der Streben am Fuß der Helme konzentriert. Da diese jedoch klein sind und mit ihren steilen Streben ohnehin nur geringen Schub ausüben, kann dort die ganze Sicherung mit einem oder zwei Ringankern erreicht werden.



Der Helm der Frauenkirche in Esslingen (1465–1470) hat ganz gerade, vertikale Streben. Hier stimmt weder das Rezept von Basel noch das von Freiburg. Die große Länge der Streben braucht aber eine Sicherung. Wohl sind die einzelnen Steine der Streben

durch Metallbügel verbunden, doch genügt dies allein nicht. Der Baumeister hat deshalb über dem vierten der acht Felder (von unten gezählt) die waagrechten Rippen, die sonst auf allen Seiten aus einem Stein bestehen, durch eine waagrechte Fuge geteilt und in diese Fuge einen guten Ringanker eingelegt. Da die Felder jedoch nach oben immer enger und damit im Stein dichter werden, liegt dieser Anker nicht unwesentlich über der viel stärker aufgelösten Steinmasse der unteren Hälfte des Turmhelms:



Während nun die oberen Strebenteile durchaus gerade sind, haben sich die unteren Strebenteile im Laufe der Jahrhunderte leicht nach außen gebogen. Bei der Auswechslung der sehr mürben Schilfsandsteine in den Jahren 1924 und ff. mußte daher über dem 2. Feld noch ein Anker eingezogen werden. Da diese Arbeit am ganzen durchbrochenen Helmteil jedoch sehr schwierig war, konnte dieser Anker nicht in eine Fuge eingelegt werden, sondern mußte, um in der Mitte Raum für eine Wendeltreppe zu lassen, nach der Art des sogenannten Krötenfußes (Der Merkvers heißt – ins Beamenschwäbisch übersetzt: Kri, Kra, Krottefuß, d' Gäns laufet barfuß) als Flacheisenband um die Vertikalstreben gewickelt werden.

Es wäre sicher interessant, solchen Sicherungsarbeiten auch an anderen Bauwerken nachzugehen.

Diese Überlegungen von RUDOLF LEMPP veröffentlichen wir besonders gern in diesem Heft der SCHWÄBISCHEN HEIMAT, weil der Autor in diesen Tagen – am 26. November – sein 90. Lebensjahr vollendet. Eine ausführliche Würdigung seines Werkes hat GERHARD SCHNEEWEISS zum 70. Geburtstag von RUDOLF LEMPP in der SCHWÄBISCHEN HEIMAT 1957 unternommen. Das muß hier nicht wiederholt werden. Aber der Hinweis auf die Esslinger Beiträge im vorausgegangenen Heft der SCHWÄBISCHEN HEIMAT sei erlaubt: Kein Autor und kein Baumeister wurde dort so oft genannt oder zitiert wie RUDOLF LEMPP, der 1922 als Stadtbaurat nach Esslingen kam und bei Planung und Gestaltung des Neuen so gut wie bei der Erhaltung des Überlieferten wesentliche Züge im heutigen Bild der Stadt am Neckar geprägt hat. Schon damals hat er Leitsätze verwirklicht, die er dann später in Theorie und Praxis des Wiederaufbaus in Stuttgart immer wieder betont hat: *Wir können auch das Neue nicht planen, ohne auf das Alte Rücksicht zu nehmen. . . . nicht, daß das Neue genau wie das Alte werden müsse. Aber wir müssen das Neue so neben das Alte stellen, daß eine neue Einheit entsteht.*

Die Kumburg im Jahrhundert der Stauer

Eberhard Hause

1078

Im Jahre 1116 starb als letzter Kumburger Graf HEINRICH, Schirmvogt des von seiner Familie 1178 gestifteten und aus der neuen Stammburg seines Geschlechtes in eine Benediktinerabtei Hirsauer Observanz umgewandelten Klosters Kumburg. Die Erbschaft fiel aus heute noch undurchsichtigen Gründen an die Hohenstaufen.

Als sich dieser Besitzwechsel vollzog, erlebte das Kloster unter seinem dritten Abt HERTWIG einen bedeutenden Höhepunkt kirchlicher, aber auch profaner Kunst. Seit 1108 hatten HEINRICH und HERTWIG gegenüber dem neuen Kloster die Kleinkumburg mit der Kirche St. Ägidius (St. Gilgen) in Anlehnung an St. Aurelius in Hirsau und im Sinne ottonischer

Herrschaftskirchen erbaut, eine in ihrer Architektur und Chorausmalung höchst bemerkenswerte Leistung. Um 1116 könnte die Kirche geweiht worden sein, wenn man eine Grabszene des Deckenbildes im Chorraum, wie das der Verfasser früher begründet hat, dahingehend deutet, daß mit dem dargestellten Paar eines Mannes und einer Frau in offenem Sarg Graf HEINRICH und seine Gemahlin GEBÄ VON MERGENTHEIM gemeint seien, mit denen das Geschlecht im Mannestamm ausstarb.

In der Folgezeit entstand unter Abt HERTWIG noch eine ganze Reihe bedeutender und zum Teil einmaliger Werke, so die Michaelstorkapelle, der Kapitelsaal, der Kronleuchter und das Antependium als





Aufblick zum Torbau, zum Nordturm der Klosterkirche St. Nikolaus und zum Giebel des Gebattelbaus.
(Alle Fotos zu diesem Aufsatz: Landesbildstelle Württemberg).

heute für jedermann sichtbare Zeugnisse seines Wirkens; daneben eine Anzahl anderer urkundlich beglaubigter Objekte, die zum Teil noch existieren, zum Teil verschwunden sind.

Nach dem Aussterben der Salier und der Zwischenregierung LOTHARS von Sachsen wird 1138 KONRAD III von Hohenstaufen zum König gewählt und in Aachen gekrönt. Doch zunächst muß er sich gegen seine Widersacher durchsetzen. Im Treffen von Weinsberg am 21. Dezember 1140 schlägt er den Herzog WELF VI von Bayern. Nach diesem Erfolg zieht KONRAD nach Hall und verbringt mit seinem Gefolge das Weihnachtsfest 1140 auf der Kumburg. In Hall legt er als ihr Stifter den Grundstein zur Michaelskirche; denn damals befand sich der Ort schon in den Händen der Staufer. Der Kumburg aber schenkt KONRAD zum Zeichen seiner Huld und seiner neuen Würde als ihr nunmehr königlicher Schutzvogt eine Kapelle, die er dem Hl. Erhard widmet. Ihr Erbauer ist Abt HERTWIG, der mit diesem originellen Zentralbau sein Lebenswerk krönen und abschließen sollte.

Meine These bedarf natürlich einer näheren Begründung, denn mangels zeitgenössischer Urkunden ist auch hier wie bei so vielen mittelalterlichen Bauwerken ein archivalisch untermauerter Beweis nicht zu erbringen. Die Existenz des Abtes HERTWIG ist neben seiner namentlichen Nennung auf dem Kronleuchter urkundlich gesichert in den Daten 1109 und 1138, umfaßt also einen Zeitraum von 30 Jahren. Die Tübinger Anthropologin SOPHIE EHRHARDT hat vor Jahren die Gebeine der Stifter des Klosters, nämlich der Grafen BURKHART und HEINRICH, des Mainzer Ministerialen WIGNAND und des Abtes HERTWIG, die um 1230 in einen Steinsarg umgebettet wurden, untersucht und festgestellt, daß HERTWIG ein Alter von etwa 60 Jahren erreichte. Nehmen wir nun sein Todesjahr mit etwa 1140/45 an, so wäre er etwa um 1080/85 geboren und wurde mit etwa 25 Jahren Abt – eine Datierung, die nach Lage der Dinge durchaus annehmbar ist und nicht ungewöhnlich für einen geistig hochstehenden und vielseitig gebildeten Herrn aus offenbar vermögendem Hause, wie sein Lebenswerk es ausweist. Wir halten mithin an dieser Datierung fest und wenden uns jener hexagonalen (sechseckigen) Torbaukapelle zu, die am Ende der Ära HERTWIGS und am Anfang der Stauferzeit steht.

Bis vor kurzem und ganz allgemein hat man die Erbauungszeit der Erhardskapelle auf die Jahre um 1220/30 angesetzt. Aber die 1975 von Restaurator HORST WENGERTER aus Besigheim im staatlichen Auftrag durchgeführten und im Jahrbuch 1976 des Hist. Vereins für Württ. Franken (S. 190 ff.) ein-

gehend dargestellten Untersuchungen der Bausubstanz nach restauratorischen, chemischen und stratigraphischen Methoden haben überzeugend ergeben, daß dieser Bau bereits um 1145 erstellt wurde. Damit tritt er in unmittelbaren Zusammenhang mit der Anwesenheit KONRADS auf der Kumburg, der zur bestehenden «Kirchenfamilie» dieser Abtei nun einen weiteren Sakralbau stiftet, einen Sakralbau besonderer Art, den WENGERTER daher als *Stauferkapelle* bezeichnet.

In der ohnehin kleinen Gruppe der Hexagonalbauten stellt die Stauferkapelle ein Unikum dar, denn alle anderen Bauten dieses Typs – in Deutschland stand zu dieser Zeit nur die im 10. Jahrhundert errichtete und erst im 13. Jahrhundert umgebaute Stiftskirche zu Wimpfen im Tal – enthalten stets ein inneres baldachinartiges sechseckiges Zentrum mit

Die Westseite der Erhardskapelle mit dem nachträglich angebrachten Treppenaufgang.



Stützen und Arkaden und einen inneren Umgang bei geschlossenen Außenwänden. Auf Korbung aber wird ganz einmalig in der abendländischen Baugeschichte ein sechseckiger Kern, eine geschlossene Cella, von einer sechseckigen Arkadengalerie, einer sog. Zwerggalerie mit Säulen und Eckpfeilern, umschlossen und auf einen wuchtigen hexagonalen Unterbau mit ansteigendem tonnengewölbtem Durchgang gestellt. Die Zwerggalerie erscheint in der abendländischen Baukunst erstmalig in bedeutendem Ausmaße um 1080 am salischen Dom zu Speyer. Sie ist in der Folgezeit ein wichtiges Bauelement sakraler Großbauten im deutschen Herrschaftsbereich des Mittelalters. In Frankreich fehlt sie ganz. Die Zwerggalerie hat also genuin sakralen Charakter, das wollen wir beachten.

Wie St. Michael ist auch St. Erhard ein Torbau mit aufgesetzter Kapelle. Aber während bei St. Michael Sinn und Zweckbestimmung eindeutig sind – ein stilisiertes Stadttor, das in einen geheiligten Bezirk führt, mit einem jederzeit und allgemein zugänglichen Sakralraum im Klosterbereich – sind Sinn und Zweckbestimmung des Sechseckbaues bis heute noch rätselhaft und umstritten. Keine der bisherigen Erklärungen befriedigt.

Eine Abtskapelle kann dieser Bau nicht sein, weil er nicht in unmittelbarer Nähe der Abtswohnung liegt. Sollte die Entfernung von der sog. Alten Abtei als nicht gravierend angesehen werden, so käme für diesen Zweck eher die Michaelskapelle in Frage als die spätere Erhardskapelle.

Eine Taufkapelle kann dieser Bau ebensowenig sein, weil dazumal in einem Kloster nicht mehr getauft wurde und weil zu dieser Zeit alle Taufkapellen rund oder oktogonal ausgebildet sind. (Es gibt nur frühchristliche Hexagonalbaptisterien wie das in Zara). Der Hinweis, daß im Klosterplan von St. Gallen aus der Zeit um 820/25 ein Taufraum vorgesehen sei, zieht deshalb nicht, weil jenes graphische Raumprogramm nach den Reformvorschriften des Bischofs CHRODEGANG, das der Plan darstellen soll, zu einer Zeit angefertigt worden ist, als große Teile der Bevölkerung noch heidnisch waren und deren Bekehrung zu den Aufgaben der Klöster gehörte. Das hatte sich nach mehr als 300 Jahren erledigt.

Ein Karner kann dieser Bau schon deshalb nicht sein, weil das Beinhaus unter der Kapelle als primäre Zweckbestimmung eines derartigen Gebäudes fehlt. Im übrigen wurden in dem Hofraum zwischen St. Michael und St. Erhard nirgends Bestattungen gefunden, als hier um 1965 Erdarbeiten für Be- und Entwässerungsleitungen sowie für eine Fernheizung durchzuführen waren. In diesem Bereich lag also kein Friedhof.



Blick durch die Zwerggalerie der Erhardskapelle zur Neuen Dekanei.

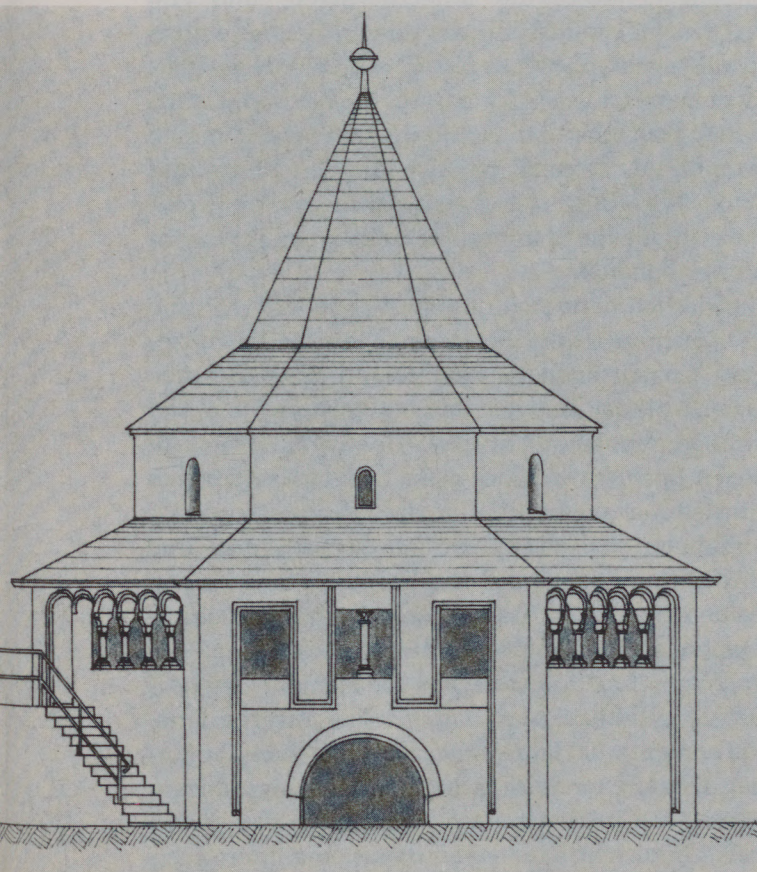
Eine Prozessions- oder Wallfahrtskapelle etwa im Sinne einer frühmittelalterlichen Confessio, wozu der Arkadenumgang mit seinem Zu- und Abgang verleiten könnte, kommt aus zeitlichen Gründen und deshalb nicht in Frage, weil dann an der nördlichen Cellawand eine Öffnung als Tür oder Fenster angelegt sein müßte, um dem Heiligengrab die nötige Reverenz erweisen zu können.

Näher kommt man dem Problem, wenn man an eine Totenkapelle, einen Memorialbau denkt.

Alle Erklärungsversuche scheitern aber an einem Punkt, nämlich an der Unzugänglichkeit der Kapelle, die nur über provisorische Treppenaufgänge erreichbar ist. Ihren jetzigen seitlichen Zugang erhielt sie erst im Barockzeitalter, als sie profaniert und als

Archiv genutzt wurde. Die Annahme eines Atriums, eines «Fürschopfs» zwischen meterstarken Seitenmauern, die den Zugang zu den beiden Türöffnungen der Galerie ermöglichen sollten, ist abwegig, denn es sind weder Maueranschlüsse unter den Galeriezugängen zu finden noch zeigten sich Spuren von Fundamenten bei der Durchführung der obengenannten Erdarbeiten. Außerdem wäre solch ein engbrüstiges Atrium, eine derartige Galiläa, die wie eine Rampe bis zum Kirchenportal ansteigt, stilistisch ganz unmöglich: eine etwa 2 bis 3 Meter breite und etwa 15 Meter lange Gasse ist als Vorhof zu einer Großkirche einfach undenkbar. Damit bleibt nach Ansicht des Verfassers nur noch die folgende Erklärung in dieser Frage: Der Hexagonalbau wurde vom ersten Stauer als eine königliche Votivkapelle in Erfüllung eines uns unbekanntes Gelübdes gestiftet. Vielleicht bestand das «votum» in der Bitte um einen siegreichen Ausgang gegen einen überlegenen Feind in dem zu erwartenden harten Kampfe bei Weinsberg! Sicher aber sollte der Bau ein Zeichen königlicher Präsenz und Huld und ein Staturemblem der «gekrönten» Schirmvogtei sein. Und diese Königskapelle, die möglicherweise über

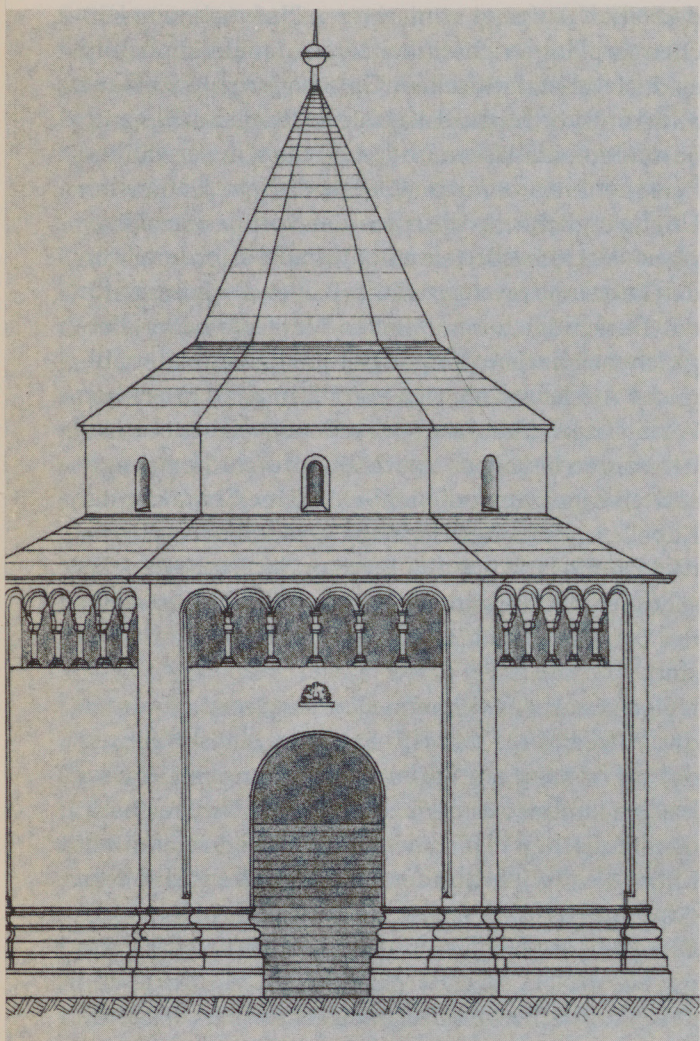
Die Erhardskapelle von der Südseite; links der Aufgang zum barocken Türdurchbruch.



dem alten Aufgang vom unteren Hofraum zum Kirchengvorplatz errichtet worden ist, sollte ein betont exklusiv-aristokratisches Gesicht erhalten. Ganz anders als die Michaelskapelle sollte sie nur bei ganz besonderen Anlässen und von einem auserwählten Personenkreis benutzt werden dürfen. Daher ihre Unzugänglichkeit, die also von vornherein eingepplant war! Jedes Betreten der Kapelle erforderte nun den Bau eines provisorischen Treppenaufganges für die Dauer der zeremoniellen Veranstaltung. Vergleichbar mit dem Vorgang etwa, daß damals zahlreiche Adelsfamilien sich von ihren alten ortsnahen Wohnsitzen distanzierten und neu errichtete Höhenburgen bezogen, wurde hier durch die hochgesetzten Zugänge der feudal-exklusive Charakter der Kapelle in einmaliger Fassung geradezu demonstrativ formuliert. Auch die Figuren der Südseite – Bischöfe und Ritter – tragen zum exklusiven Charakter des Bauwerkes bei, zu dessen Wächtern sie bestellt sind.

Untermauert wird mein Deutungsversuch durch das Patrozinium des HL. ERHARD, eines Heiligen, der im fränkischen Raum nicht bekannt ist. Dieser Heilige kommt aus dem Elsaß, einem Schwerpunkt der staufischen Hausmacht. Das Elsaß erscheint seit Mitte des 7. Jahrhunderts als «ducatu Elisatie» oder «pagu Alsacensis» unter eigenen Herzögen. Diese Würde bekleidete damals ETICHO, der Vater der HL. ODILIA. Nach wechselvoller Geschichte und dem Aussterben der Etichonen kam das Elsaß im Zuge der Neugestaltung der großen deutschen Volksherzogtümer 925 zum Herzogtum Alemannien, und die schwäbischen Herzöge, namentlich die Hohenstaufen bis auf KONRADIN, führten daher auch den elsässischen Herzogstitel. Und der HL. ERHARD? Als fränkischer Missionsbischof taufte er in Balma, dem heutigen Beaune in Burgund, die um 660 blind geborene ODILIA, Tochter des Herzogs ETICHO. Bei dieser Taufe ereignete sich das Wunder, daß ODILIA sehend wurde. Später verwandelte sie ihre Burg in ein Kloster und führte ein durchaus heiligmäßiges Leben. Sie starb im Jahre 720 und wurde die Patronin des Elsaß und der Stadt Straßburg. ERHARD aber starb um 700 als Bischof von Regensburg und ist dort im Kloster Niedermünster bestattet.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse H. WENGETERS werden also durch das Patrozinium, des HL. ERHARD, das erst im Zusammenhang mit den Stauern verständlich wird, und durch die Ausdeutung, die ich dem Bau zu geben versuchte, bekräftigt. Daß die Bezeichnung *Erhardskapelle* erstmals 1324 urkundlich erscheint, dürfte ziemlich belanglos sein und nichts gegen die Annahme beweisen, daß ERHARD von allem Anfang an der Patron dieser Kapelle war.



Die Nordseite der Erhardskapelle: Die Torkapelle über dem Treppenaufgang.

Ihr Weihedatum ist wie bei fast allen Kleinbauten des Mittelalters – so auch bei St. Ägidius und bei St. Michael – unbekannt. Aus diesem Zusammenhang ergibt sich auch, daß auf dem inneren Wandbild über dem Altar der links außenstehende Heilige im Bischofsornat nicht der HL. NIKOLAUS ist, sondern daß es der HL. ERHARD sein muß, der stets als Bischof dargestellt wird. Bei den beiden obengenannten Bischöfen an der Südwand könnte es sich allerdings gut um den HL. NIKOLAUS, den Patron der Klosterkirche, und um den HL. ERHARD handeln. ERHARD wäre dann etwa in gleichem Sinne als Schutzpatron des ersten Staufers zu verstehen wie es ÄGIDIUS für den letzten Komburger war.

Weiterhin wäre noch auf die Stellung des Altars im Raum hinzuweisen, der eigentlich dem Südeingang gegenüber, also an der Nordwand stehen müßte. Seine Stellung an der Ostwand könnte man so deuten, daß der streng in der Hirsauer Reformbewegung stehende Abt HERTWIG die kanonische Orien-

terung des Altars unbedingt einhalten wollte. Schon die Ägidiuskirche der Kleinkomburg hatte er sehr genau geostet, was bei der Nikolauskirche des Klosters nicht der Fall war. Diese schwenkt mit ihrer Achse aus der Ostrichtung etwa 25 Grad nach Süden ab. HERTWIGs Bekenntnis zu Hirsau drückt sich auch dadurch aus, daß er bei den Säulen seiner Bauwerke ausschließlich das Hirsauer Kapitell mit Schildbögen und sog. Hirsauer Nase verwendet. Darüber hinaus legt er in den Maßverhältnissen seiner Architektur neben dem Quadrat ausgiebig das gleichseitige Dreieck als Bemessungsprinzip zugrunde. Auch das Sechseck ist ja ein Kompositum von 6 gleichseitigen Dreiecken, das sich im vorliegenden Fall zudem für die «städtebauliche Einordnung» der Erhardskapelle vorzüglich eignete. Das Ineinandergreifen künstlerischer Ideen und logischer Dispositionen ist für Hertwig kennzeichnend und beweist immer wieder sein ungewöhnliches Format.

Es war ein halbes Jahrhundert vergangen, als im Jahre 1190 König HEINRICH VI mit großem Aufgebot bei Hall – *apud hallam* – einen illustren Hoftag abhielt. Dabei ist *bei Hall* wörtlich zu nehmen, denn ein kleiner Ort mit höchstens 1000 Einwohnern und eher dörflichem Charakter war natürlich gar nicht in der Lage, ein Aufgebot von 4000 Rittern mit dem entsprechenden Troß unterzubringen, und erst recht nicht, einem König mit seinem Gefolge ein angemessenes Quartier zu bieten. Also wurde ein Zeltlager aufgeschlagen, für das nur die Kocheraue zwischen Hall und der Komburg in Frage kommen konnte. Als Domizil bot sich für den König und seine Begleitung selbstverständlich nur die Komburg an, die die Stauer ohnehin fast wie ein Eigenkloster behandelten.

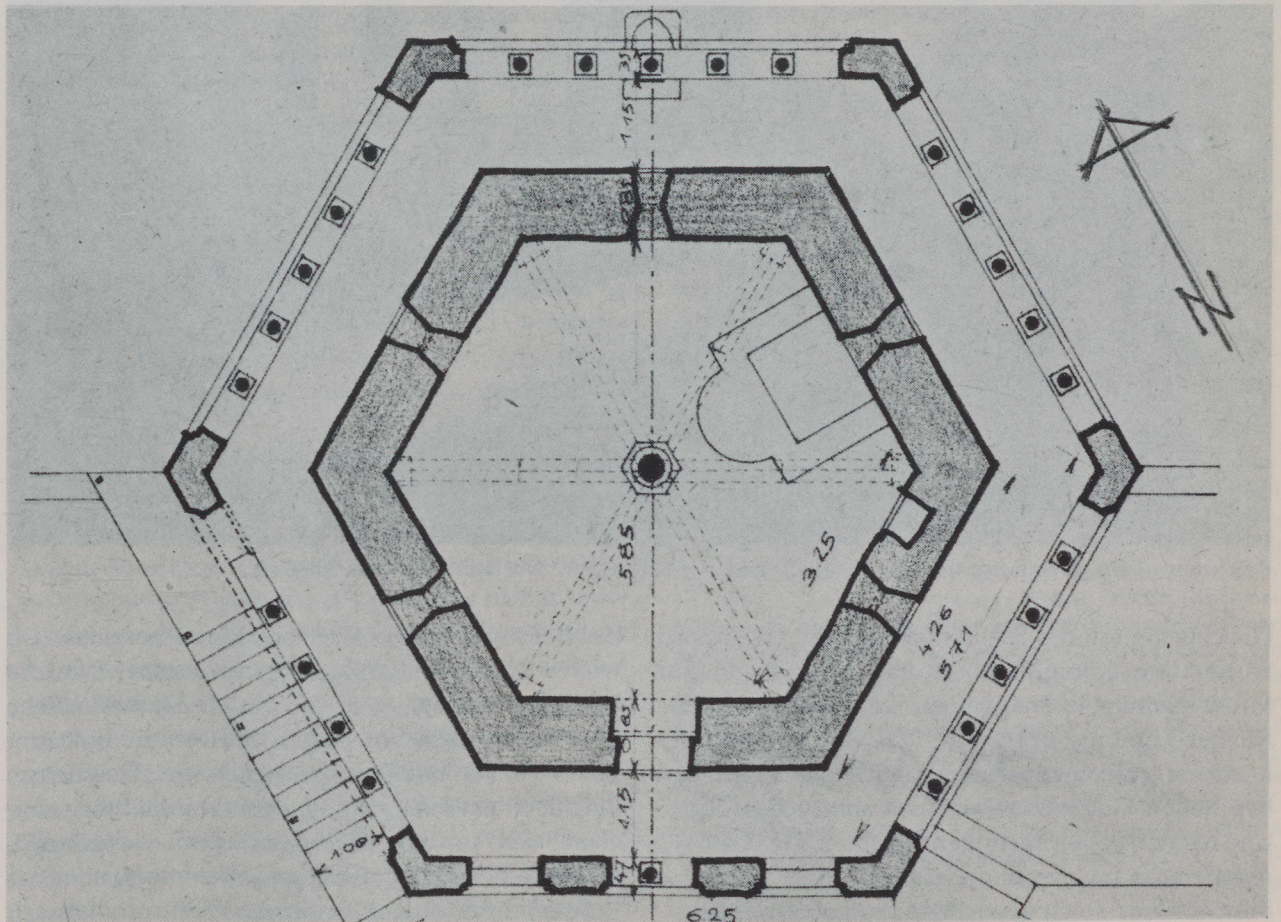
Inzwischen hatte sich um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert ein allgemeiner Stilwandel vollzogen. Gestalt hatte in Deutschland das gefunden, was wir als das Zeitalter der Stauer bezeichnen. Der strenge, sehr kirchlich orientierte Charakter der salischen Epoche war einer mehr diesseits gerichteten Einstellung gewichen. Um die Jahrhundertwende entfalteten sich die Höhepunkte des Rittertums und des Minnesanges, und die Städte nahmen einen bemerkenswerten Aufschwung. In diesem Zusammenhang hat man bisher nicht beachtet, daß ein wichtiges und folgenreiches Bauelement der salischen Sakralbaukunst, nämlich die Zwerggalerie, die erst gute 100 Jahre alt war, nun auch im Profanbau Eingang fand, zunächst in den Königspfalzen, dann auch in den Burgen des Hochadels, diesen herrscherlichen Bauwerken damit eine ihrem Her-

kommen und Status gemäße Würde gebend. Gelnhausen und Wimpfen, die Ulrichsburg im Elsaß und die Wildenburg im Odenwald, Münzenberg in der Wetterau und am großartigsten die Wartburg der Landgrafen von Thüringen sind prägnante Beispiele, die alle noch vor der Jahrhundertwende entstanden. Damals um 1185 wurde auch in Vorbereitung des königlichen Hoftages, wie wir annehmen dürfen, neben anderen Verschönerungen auf der Kumburg die vor Jahren wieder freigelegte Arkadengalerie im Abtsbau errichtet. Die Baumaßnahme selbst ist m. E. nur in Verbindung mit dem Besuch HEINRICHS zu verstehen, da einem normalen Benediktinerkloster solch ein Motiv für dessen Abtswohnung wohl kaum angestanden hätte. Somit wären denn diese Fensterarkaden vielleicht ein Beweis, daß hier König HEINRICH während des Haller Hoftages residierte, daß er die Kumburg als eine seiner Pfalzen betrachtete und daß diese ihrerseits den Königlichen Pfalzen keineswegs nachstehen wollte.

Ehe die reiche Kultur der Stauferzeit mit dem Untergang der Dynastie ihr tragisches und schnelles Ende

fand, erlebte – wie es auch andernorts im Reich geschah – die Kumburg noch einen glanzvollen Höhepunkt ihrer Baugeschichte. Anlaß war wie schon früher ein Königsbesuch. HEINRICH VII, Sohn Kaiser FRIEDRICHS II, nahm in den Jahren 1225 und 1231 mehrmals Aufenthalt in Hall. Sicherlich hängen diese Besuche mit den letzten großen Baumaßnahmen zusammen, die die Kumburg damals durchführte, ehe sie 1488 in ein adliges Chorherrenstift umgewandelt wurde. Außerdem stand ja 1228 die 150-Jahr-Feier der Klosterstiftung an, ein Ereignis, das man in diesem Zusammenhang nicht übersehen sollte. Damals – um 1220/30 – wurde der Westturm erhöht, der heute mit 46 m der höchste romanische Kirchturm in Württemberg ist, und das alte Ostwerk von 1080 abgebrochen. An seiner Stelle wurde ein modernes und größeres errichtet, das aus einer Hauptapsis und zwei Seitentürmen mit Seitenapsiden besteht. Mit ihren vorzüglichen Steinhelmen sind diese drei Türme heute noch das Wahrzeichen der mittelalterlichen Klosterkirche, die 1707 dem übrigens schönen Barockbau Greisings weichen mußte.

Der obere Grundriß der Erhardskapelle läßt die ausgewogenen Maßverhältnisse des Bauwerks erkennen.





Das innere Torbauwerk mit der Zwerggalerie und der Kapelle St. Michael über dem Torweg.

Gleichzeitig mit der Stauferkapelle zum Hl. Erhard wurde von König KONRAD der Grundstein zur Michaelskirche in Hall gelegt. Da ihr Patronat dem Kloster Kumburg oblag und Hall den Staufern gehörte, ist wohl anzunehmen, daß KONRAD zum Bau des neuen Gotteshauses seinen mit großen Ideen und reichen Bauerfahrungen begabten Abt HERTWIG heranzog; kam dieser doch als Einziger weit und breit für eine solch gewichtige Aufgabe in Frage.

Zur Begründung meiner neuen Hypothese habe ich weiter ausgreifend folgendes zu sagen: Wie die Kumburg verfügt auch die Haller Michaelskirche über einen axial angelegten westlichen Einturm. Beide Türme hatten ursprünglich vier Geschosse, die mit einem Zeltdach abgedeckt waren. Beide gleichen sich in den Obergeschossen weitgehend. Grundsätzlich andersartig gestaltet wurde aber das Erdgeschoß: Das des Kumburger Westturms ist nach

außen vollkommen geschlossen und hat nur ein sehr kleines Fenster nach jeder Seite, das des Haller Westturms öffnet sich hingegen nach den drei freien Turmseiten mit weiten Rundbögen.

In seiner Dissertation über den axialen Westturm im abendländischen Kulturbereich während der romanischen Stilperiode hat HALLDOR SOEHNER folgendes eruiert: Westtürme als axiale Einzeltürme bei Großkirchen sind in vielen Landschaften Frankreichs sehr oft, in Deutschland aber sehr selten anzutreffen. Dabei schließen sich deutsche Westtürme nach ihren Außenseiten bis zur Eingangslosigkeit defensiv stark ab, während die französischen Westtürme sich gerne weit ins Freie öffnen, in letzter Konsequenz nach allen drei Außenseiten. (Demgegenüber ist bei Kleinkirchen der axiale Westturm in Deutschland beliebt und in Frankreich selten.) Der Komburger Westturm ist also eine sehr deutsche Lösung und der Haller Westturm demgegenüber sehr französisch. Beide Türme sind übrigens in Deutschland einmalig, denn der Westturm der Komburg steht allein unter den Klosterkirchen des Mittelalters. Im übrigen war St. Michael nach den Ausgrabungsergebnissen E. KRÜGERS eine dreischiffige Basilika mit westlichem Querhaus (wie auf der Komburg), langem Ostchor und den sogen. schwäbischen Osttürmen. Fragt man sich nun, wer wohl einer für das romanische Deutschland derart originalen Konzeption französischer Provenienz fähig wäre, so kommt unter den gegebenen Umständen kaum ein anderer in Frage als Abt HERTWIG, den sein Schirmvogt und König hier einsetzte. Schon bei der Westfront von St. Ägidius auf Kleinkomburg hatte HERTWIG ja bewiesen, daß ihm italienische Fassadenausbildungen mit ihrer Diskrepanz von Raumstruktur und Außengestaltung bekannt waren. Bei seinem offensichtlich universalen Blick in künstlerischen Fragen könnte eigentlich nur er, wie wir annehmen möchten, die französischen Vorbilder gekannt haben.

Der von E. KRÜGER auf Grund seiner Ausgrabungen sehr genau rekonstruierte Grundriß von St. Michael I, wie er im «Jahrbuch 1965 des Hist. Vereins für Württ. Franken» (S. 66 ff.) dargestellt ist, enthält noch weitere Eigentümlichkeiten, die bisher unbeachtet blieben und ebenfalls auf die Komburg und ihren Erbauer hinweisen: Sowohl die äußeren Mauerfluchten des Chores wie auch der Chor selbst sind im Verhältnis von 1:1,72 entwickelt, also aus dem gleichseitigen Dreieck, das es HERTWIG als Symbol der göttlichen Dreieinigkeit insbesondere bei St. Ägidius so sehr angetan hatte. Genau wie auf Kleinkomburg ist der äußere Chorschluß gerade und gestaffelt und die Apsis halbrund angelegt. Da über-

dies die Außenwände des Chores wesentlich stärker sind als die des natürlich flachgedeckten Langhauses, bei dem also nur vertikale Lasten auftraten, schließe ich, daß der Chorraum genau wie St. Ägidius mit einer Tonne, die Schubkräfte enthält, eingewölbt war. Das alles zusammen genommen spricht m. E. für Abt HERTWIG als den Planer von St. Michael. Und wenn E. KRÜGER sein Schaubild des Kircheninneren im o. a. Jahrbuch als Säulenbasilika in Hirsauer Formen darstellt, so bestätigt das meine Darlegung. Und schließlich steht in halber Höhe des Turmes – für jeden Besucher zum Greifen – eine «reinrassige» Hirsauer Säule! Was hat diese in einer Stadtkirche zu suchen, wenn nicht in Beziehung stehend zu der Hirsauer Komburg?

Nach 15jähriger Bauzeit wurde St. Michael 1156 geweiht, im gleichen Jahr, als Kaiser BARBAROSSA durch Verleihung des Markt- und Befestigungsrechtes dem Ort Hall städtischen Charakter gab. Fertiggestellt hat die Michaelskirche wohl ein Meister BERTOLD, dessen Name am Eingang eingemeißelt ist und der die Regeln der Triangulatur, die HERTWIG so meisterhaft beherrschte, auch beim Aufbau des Haller Westturmes durchaus beachtete.

Drei deutsche Könige des hohen Mittelalters haben die Komburg und Schwäbisch Hall besucht, und ein jeder ihrer Aufenthalte brachte eine Bereicherung für die Stadt und das Kloster. So haben sich die Staufer eindringlich in das Buch der hällisch-komburgischen Kunstgeschichte eingetragen. Der Verfasser aber hat versucht, mit seinem Beitrag Zusammenhänge zu erhellen, über die die Chronik schweigt, und hofft, daß er mit seinen Thesen und Ausführungen neue Antworten zu alten Fragen geben konnte.

Literatur

Aus: *Die Zeit der Staufer* (Katalog III Stuttgart 1977): F. ARENS, Die stauferischen Königspfalzen; H. E. KUBACH, Die Kirchenbaukunst der Stauferzeit in Deutschland; H. M. MAURER, Burgen. – Aus: *Jahrbücher des Hist. Vereins für Württ. Franken*: S. EHRHARDT, Mittelalterl. Gräber v. d. Komburg (1959); E. KRÜGER, Das roman. Münster St. Michael zu Schwäb. Hall (1965); (versch. Verfasser), Beiträge zur Geschichte der Komburg (1972); H. WENGERTER, Entstehung und frühe Geschichte der Sechseckkapelle (Stauferkapelle) auf Gr. Komburg (1976). – Aus: *SCHWÄBISCHE HEIMAT*: H. M. DECKER-HAUFF, Die Grafen von Komburg und das Land am Kocher (1953); E. HAUSE, Die Kirchenfamilie der Komburgen (1975). – R. JOOSS, Kloster Komburg im Mittelalter (1971); R. JOOSS, Die Komburg als Kloster (aus: *Comburg, Kloster – Chorherrenstift – Staatl. Akademie* 1977); G. KAHL, Die Zwerggalerie (1939); A. KOTTMANN, Das Geheimnis romanischer Bauten (1971); E. KRÜGER, Schwäb. Hall (1967); H. SOEHNER, Geschichte des Westturmes im Abendland (1944).

Zu Sebastian Sailers Schriften im schwäbischen Dialekte*

Willy Leygraf

SIXT BACHMANN schrieb 1819 in der Einleitung zur ersten gedruckten Sammlung von SEBASTIAN SAILERS «Schriften im schwäbischen Dialekte»: *Vielleicht habe ich jetzt den rechten Zeitpunkt gewählt; denn da Hebels allemannische Gedicht im schweizerischen Dialekte allgemein beliebt sind, so könnten es vielleicht diese im schwäbischen sein.* BACHMANNs Wunsch erfüllte sich nicht, die Freude an SAILERS Mundartdichtungen blieb einem verhältnismäßig kleinen Kreise von Kennern vorbehalten. Daran konnten auch alle späteren Ausgaben nicht viel ändern.

200 Jahre nach dem Tode SEBASTIAN SAILERS am 4. März 1777 hat es nun wieder einiges an publizistischem Bemühen um das Werk SAILERS gegeben: eine Textausgabe, Lesungen und Vorträge, einige Ausstellungen haben das Werk des Prämonstratensers aus Obermarchtal neu in den Blick einer größeren Öffentlichkeit gerückt. Einer Öffentlichkeit, die ja zur Zeit recht aufgeschlossen ist für Mundartliches: es paßt so gut zu den modischen Vorlieben fürs Rustikale.

Es ist allerdings noch nicht abzusehen, ob die gegenwärtige Wiederentdeckung und Wiederbelebung der Mundart und der Mundartdichtung auch neue und nachhaltige Aufmerksamkeit auf das Werk SEBASTIAN SAILERS zu lenken vermag. Skepsis scheint deshalb berechtigt, weil die neuere Mundartliteratur weithin in einer Sprache aufgezeichnet wird, die um der möglichst weiten Verständlichkeit willen von vielen einzelnen lokalen Ausprägungen der Mundart abstrahiert. Ganz im Gegensatz dazu steht die sehr genau lokalisierbare Sprache SEBASTIAN SAILERS, die herbe oberschwäbische Sprache, wie sie in der Gegend um den Bussen zu Hause ist. (Aber: *Wer auf Allerweltsverständlichkeit abhebe, möge seinetwegen auf Esperanto dichten, und wem die Freude an einem Gedicht nicht die Mühe des Lesens wert sei, solle seine geistigen Genüsse vom Kino beziehen*, meinte SEBASTIAN BLAU auf den Einwand, die allzu genaue Lokalisierbarkeit könne die Lesbarkeit beeinträchtigen.)

SEBASTIAN SAILER ist also nicht einfach nur ein schwäbischer Dichter, auch nicht nur ein Dichter aus Oberschwaben, SAILER ist ein sehr oberschwäbischer Dichter. Einer, der in Oberschwaben zu Hause war und zu Hause blieb. Im Gegensatz zu allen anderen: BRECHT zog's nach Berlin, WILHELM SCHUS-

SEN war lange in München zu Hause – und später dann in Tübingen; nach München verschlug's – nicht unbedingt gegen ihren Willen – den DR. OWLGLASS aus Leutkirch so gut wie den GÜNTER HERBURGER aus Isny. Von WIELANDs Verhältnis zu Biberach brauchen wir nicht im einzelnen zu reden. Und der andere wortgewaltige oberschwäbische Pater – ABRAHAM A SANCTA CLARA – kam in Wien zu Ruhm und Ehren.

SEBASTIAN SAILER hingegen war und blieb in Oberschwaben. Trotz seiner Kenntnisse in einigen europäischen Sprachen, trotz seiner Reisen, die ihn – weil er immer wieder zu Predigten eingeladen wurde – immerhin doch im oberdeutschen Raum weit herumkommen ließen: er blieb in Oberschwaben zu Hause. Er entfernte sich nicht für dauernd aus dem Umkreis, in dem «Marchtalls Genius» wirksam war. Und er blieb in Gedanke und Wort diesem Umkreis verbunden.

Damit ist eigentlich das Wichtigste über seine Biographie gesagt. Was sonst noch bekannt ist, sind nur wenige Details, die nicht viel enthalten; nicht umsonst schreiben alle Biographen und Herausgeber SAILERS – meist eingeständenermaßen – das ab, was SAILERS jüngerer Freund und Obermarchtaler Mitbruder SIXT BACHMANN in der Erstausgabe von SAILERS Werken mitgeteilt hat. Greifbar wird dieser SEBASTIAN SAILER nur in seinen Werken. Und das bedeutet für uns Heutige – trotz einer Reihe von deutschen und lateinischen Schriften vor allem theologischen Inhalts in deutscher und lateinischer Sprache – in seinen schwäbischen Dichtungen, von denen hier denn auch die Rede sein soll.

Doch zunächst die wichtigsten Daten seines Lebens, damit wir uns des zeitlichen Rahmens vergewissern, in dem dieses Werk entstanden ist: Am 12. Februar 1714 wird JOHANN VALENTIN SAILER – SEBASTIAN ist sein Klostername – in Weißenhorn im heute bayerischen Schwaben geboren. Sein Vater ist dort gräflich FUGGERScher Amtsschreiber oder Sekretär. Nur STEFAN OTT weist darauf hin, daß diese Stellung der eines Rentamtmannes entspreche. Warum verschweigen's die anderen – Herausgeber wie Biographen? Den älteren mag diese Amtsbezeichnung mitsamt ihrem Inhalt selbstverständlich gewesen sein. Aber die jüngeren? Vielleicht paßt ihnen die Vorstellung so gut vom volkstümlichen Dichter, der selber ein Kind dieses Volkes war? Aber das stimmt ja nun wohl nicht ganz mit den Tatsachen zusammen. Und auch der Hochwürdigste Herr Pater und

* Überarbeitete Fassung eines Vortrags aus Anlaß der Sebastian-Sailer-Ausstellung in Ehingen/Donau 4. 9. 1977.

Kapitular des Prämonstratenser Reichsstifts Obermarchtal war gewiß alles andere als ein kleiner ärmlicher Dorfpfarrer, der Nöte und Sorgen, Denken und Trachten seiner Pfarrkinder ganz real geteilt hätte. Er war schon ein Geistlicher Herr von Rang und Respekt. Und wir lesen heute nicht nur Schlagfertigkeit aus dieser von SIXT BACHMANN überlieferten Anekdote: SAILER wollte ausreiten – er scheint z. B. die Pfarrei Reutlingendorf vom Kloster aus betreut und den täglichen Weg nicht selten zu Pferde zurückgelegt zu haben. Er wollte also ausreiten, wird erzählt, und da sei ihm ein Schultheiß begegnet, habe ihn neckend auf sein stolzes Roß angesprochen und auf den Esel angespielt, mit dem JESUS in Jerusalem eingritten sei. Antwort SAILERS – nach BACHMANN: *Ihr habt recht; denn seither sind alle Esel so hoch geschätzt worden, daß man aus ihnen lauter Schultheißen gemacht hat. In Abgang eines Esels muß ich also auf einem Pferde reiten.* – Nun, allein Volkstümlichkeit, Volksverbundenheit, Volksnähe lese ich nicht aus dieser Anekdote.

Doch zurück zur Biographie SAILERS! Mit 16 Jahren ist er Schüler im Prämonstratenserkloster Obermarchtal; dort legt er 1732 die Ordensgelübde ab, dort wird er 1738 zum Priester geweiht. Zunächst lehrt er dann an der Ordenshochschule, aber bald schon nimmt er die vornehmste Aufgabe eines Prämonstratensers wahr, die Seelsorge. Er begegnet uns zunächst als Cooperator, später als Pfarrverweser in Kirchbierlingen, Reutlingendorf und Seekirch, wieder in Reutlingendorf und schließlich – die einen sagen ab 1756, die anderen ab 1757 – in Dieterskirch, wo er die längste ununterbrochene Amtszeit zugebracht hat. Ein Schlaganfall war der Anlaß, daß man ihn zurückholte ins Kloster, 1773 oder 1774 – wieder finden sich unterschiedliche Angaben. In Obermarchtal schien er sich zunächst zu erholen; aber dann kam es zu weiteren Anfällen, am 7. März 1777 starb SEBASTIAN SAILER, wenige Wochen nach seinem 63. Geburtstag.

Keine sehr ausführliche, keine sehr genaue Biographie, die da zu bieten ist; und die paar Präzisierungen, die noch möglich wären, würden zum Lebensablauf, zur Entwicklung der Persönlichkeit nicht Nennenswertes beitragen.

Wohl gibt es drei Daten, die sich auf die – im weitesten Sinne – literarische Laufbahn Sailers beziehen. Und die sollen hier genannt sein. Zum einen: Am 10. November 1743 trägt er zum ersten Male seine «Schöpfung» vor. Und zwar nicht eigentlich – wie zu lesen ist – *vor seinen hochwürdigen Mitbrüdern* (was nach Obermarchtal weisen würde), sondern in Schussenried aus Anlaß und bei Gelegenheit der Geburtstagsfeier des dortigen Abtes. Sailer hat also

seinen vermutlichen Erstling – und wir nehmen vorweg: sein wohl bestes Stück – im Alter von noch nicht ganz 30 Jahren vollendet.

Das zweite wichtige Datum betrifft nicht den Dichter, sondern den Prediger SAILER: Am 12. Juni 1767 (und wohl kaum – wie HASSLER angibt – am 12. August 1767) predigte er auf der Kanzel, die ABRAHAM A SANCTA CLARA berühmt gemacht hat, in der Wiener Augustinerhofkirche, zu dem von eben diesem Pater ABRAHAM begründeten Jahrtag der Landsmannschaft schwäbischen Adels in Wien. Er sprach über den HL. WOLFGANG, einen Schwaben, der zum Vorbild in der Weisheit geworden sei. Als Zeichen für Lob und Anerkennung erhielt er eine kostbare Tabaksdose, auf der er als «schwäbischer Cicero» bezeichnet wurde; die Kaiserin MARIA THERESIA empfing ihn in Privataudienz und stellt ihn ihrem Gemahl und ihren Kindern vor. (Damals war SAILER 53 Jahre alt.)

Und noch ein letztes Datum: Vom 1. auf den 2. Mai 1770 übernachtete die spätere französische Königin MARIE ANTOINETTE in Obermarchtal. SAILER schrieb aus diesem Anlaß eine «einfältige Cantate» mit dem Titel «Beste Gesinnungen schwäbischer Herzen», das einzige seiner schwäbischen Stücke, das zu seinen Lebzeiten gedruckt worden ist. Pater SEBASTIAN stand damals im 56. Lebensjahr.

Genug des biographischen Stückwerks! Es bringt uns den Mann nicht näher, und es bringt uns nicht näher an sein Werk heran. Doch eins noch: wir sollten uns SAILERS Zeitgenossenschaft vor Augen führen: er war 10 Jahre älter als KLOPSTOCK, 15 Jahre älter als LESSING, 19 Jahre älter als WIELAND, 35 Jahre älter als GOETHE. Aber er war auch entschieden jünger als die Hauptvertreter des literarischen Barock: OPITZ ist 1597 geboren, GRYPHIUS 1616, BROCKES 1680 und GÜNTHER 1695. Dieser Zwischenstellung muß man sich bewußt sein, wenn man der Klassifizierung SEBASTIAN SAILERS als typischen Vertreters des oberschwäbischen Barock begegnet oder gar selbst zuneigen möchte. Es gibt Barockes bei SAILER. Es gibt auch Aufklärerisches bei SAILER. Aber man kann und darf ihn nicht einfach ableiten und erklären wollen sozusagen als Funktion seiner Zeitgenossenschaft. Seine geistesgeschichtliche Einordnung ist ungleich schwerer als die Zuordnung zu Oberschwaben und zum Oberschwäbischen.

Aber es ist andersherum wieder durchaus zulässig – und da ist SEBASTIAN SAILER geradezu Beleg und Zeuge –, dieses Oberschwäbische jenseits aller zeitlichen und stilistischen Kategorien als seinem Wesen nach barock zu bezeichnen. Denn Barock, das bedeutet doch zunächst und vor allem ein ganz bestimmtes Lebensgefühl und ein Verhalten, das aus

diesem Lebensgefühl entspringt. Man könnte von einer besonderen Ausprägung oder Spielart des gemeinschwäbischen «sowohl – als auch» sprechen: Da finden sich neben- und mit- und ineinander das Wissen um Eitelkeit und Vergänglichkeit aller Welt – und zugleich die Bereitschaft und Fähigkeit, sich des Augenblicks zu freuen. Da begegnet einem sowohl tiefe, ja geradezu mystische Frömmigkeit als auch – nicht ihr widersprechend, sondern wie zugeordnet zu ihr – habhaft diesseitiges Genießen. Da schließt das Wissen um die Abhängigkeit der Erträge eines landwirtschaftlichen Jahres von den nicht steuerbaren Abläufen und Ereignissen den Stolz nicht aus, mit dem man auf das hinweist, was man – trotz der Widrigkeiten oder über die günstigen Bedingungen hinaus – eben doch selber zuwege gebracht hat. (Diese Haltung ist in ihrer Spannweite zwischen Anerkennung der Bedingtheiten und selbstbewußter Berufung auf die eigene Leistung durchaus barock zu nennen und in keiner Weise mit dem Zwischending aus Opportunismus und Fatalismus zu vergleichen, mit dem der altwürttembergische Wengerter einen guten Jahrgang stolz als «oiges Gwächs» bezeichnet, einen schlechten hingegen kommentiert: «So hat'n aoser Herrgott wachsa lao.»)

Zu Beginn der «Schöpfung» berichtet Gott Vater von seinen Überlegungen, die er vor der Erschaffung der Welt angestellt hat; er hat sozusagen im Kalender geblättert und nach dem günstigsten Termin für sein Vorhaben gesucht. Nach der Art, in der diese Überlegungen und Abwägungen angestellt werden, würden sie nicht schlecht auch zu einem heutigen Landwirt passen, der vor einem wichtigen Schritt zur Umstrukturierung seines Betriebs steht:

Nuits ischt Nuits, und weat Nuits weara,
 drum haun i wölla a Wealt gebäära,
 grad um dui Zeit,
 wo's nimma vil schneit,
 und bessara Lüftla geit.
 I bi schau längscht mit deam Wease umganga,
 do denk i endli, wills gau nu im Früehling afanga,
 wenn d'Lercha singat, und kummat dia Schwalma,
 wenn dar Schnai vergoht, und blühat dia Palma.
 Nohdeam i g'schlofa wenig Nächt,
 haun i dächt:
 jetz will i gau dra, weils an mar ischt,
 im Nama des gekreuzigta Hearra Jesa Chrischt.

I ka's wohl saga,
 I hau schau gar oft da Kolender aufg'schloga,
 und guggat, wenss Zoicha am Beschta;
 in was für amm Maunat, in was für a Zeit.

Und endli dar hoilig Goischt dös mir eigeit,
 im Früehling gang dra,
 im Früehling fang a;
 Da kaascht si hearschtella mit wenigi Köschta.

In solchen Texten ist nun in der Tat einiges auf den Kopf gestellt: Wenn vor der Zeit SAILERS gelegentlich in Theaterstücken schwäbische Mundart gesprochen wurde (oder ein Idiom, das man nach Absicht der Autoren für schwäbisch hätte halten sollen), dann hatte man ihr die Funktion zugewiesen, tölpelhaft, dumme Schelme und Bauern deutlicher erkennbar zu machen und das Burlesk-Possenhafte der Situation zu charakterisieren. Hier jedoch sprach die äußerste Spitze der Hierarchie in schwäbischer Mundart – und nicht einmal Honoratiorenschwäbisch, von Schriftdeutsch gar nicht zu reden! Gott Vater in der Gestalt eines oberschwäbischen Bauern, eines frommen zwar – *im Namen des gekreuzigta Hearra Jesa Chrischt* geht er an die Erschaffung der Welt –; eines klugen Bauern zwar, der sehr gut abzuwägen weiß, wann und wie er sein Werk beginnen soll; in der Gestalt auch sicher nicht eines armen Bauern: es spricht unternehmerisches Kalkül und nicht Armut aus der Überlegung, die Welt sei am besten im Frühling zu erschaffen: *da kascht si hearstella mit wenigi Köschta*. Aber es bleibt das Unerhörte: Gott Vater in der Gestalt und mit der Sprache eines Bauern! In anderen und – wenn wir den üblichen Datierungsvermutungen folgen – auch späteren Stücken hat SAILER sich sozusagen selber zurückgenommen: In der «Schultheißenwahl zu Limmelsdorf» sprechen der Amtmann, der Pfarrer und der Amtschreiber «nach der Schrift», ohne daß sich dafür irgendeine stilistische oder dramaturgische Begründung erschließen ließe (wie im «Sonn- und Mondfang», wo das gestelzte Hochdeutsch des studierenden Schultheißensohns zur Charakterisierung des Sprechenden beiträgt; wenn dies auch vielleicht gegen die Absicht des Autors geschieht: SEBASTIAN SAILER war im Schriftdeutschen nicht annähernd so gewandt und sprachgewaltig wie im Schwäbischen).

Doppelt derb muß also auf empfindliche Gemüter der Spaß wirken, der Gott Vater in Sprache und Anschauung so weit «profaniert». Und das beschränkt sich ja nicht allein auf die Sprache: gegen Ende von «Schöpfung und Sündenfall» berichtet Gott Vater von recht irdisch-weltlichem Tun: *G'metzgat hau-n-i huita moara*. Und mit welchem Behagen langt er in den Lehm, um daraus den Adam zu kneten: *Ussam Loim, ussam Leatta / will an gauh' do ausser kneatta*. Da wird Gott Vater mit beiden Beinen auf den oberschwäbischen Boden gestellt. Er spricht nicht nur

wie ein oberschwäbischer Hofbauer, als ein solcher denkt und handelt er auch. Das ist nicht Kostüm oder Verkleidung, sondern ganz realistische Verkörperung. Dieser Realismus SAILERS hat seine Auswirkungen bis in den sprachlichen Ablauf hinein, denn der Rhythmus der Arie, mit der Gott Vater seine Arbeit begleitet, macht diese Arie fast zu einem Arbeitslied, in dem sich die verschiedenen Handgriffe beim Walken und Kneten, beim Ausformen und Zusammensetzen, beim Nachmodellieren akustisch zu spiegeln scheinen:

Komm Odam, komm hutig, komm laß di verschaffa,
da wascht mi ganz freudig bald leabig agaffa;
da muescht a Mensch weare, und hau was da witt,
höb nu a klois Weili, und reg di fei itt.
So lang i beym Häfner dös Handwerk hau triba,
ischt mier nia koi Leatta im Finger so bliba.
geduldig, lies Odamle! glei ischt as g'schea,
bald sollescht du eassa, und schwätza und g'sea.

Gugg, hoscht jo a Härle as wie a Parocka,
a wakers Schnautzbärtle, a G'säß zum Hocka,
du hoscht scheane Wada und Schenkala dra,
da muescht mar halt weare a sauberer Ma.
A kugelrunds Bäuchle, an Rucka dahinda,
a Hälsle, ma soll jo koi netters itt finda.
A Goscha, zwoi Auga, zwoi Aura, a Nas,
an Schoitel, a Blassa, gelt Odam! i kas.

Daß Adam dann seinen Schöpfer mit dem traditionellen *G'lobt sey Jესas Chrischt* begrüßt, daß dieser antwortet *In Ewigkeit*, das ergibt sich dann schon fast selbstverständlich aus der Situation, aus der Rollenverteilung und aus den Lebensgewohnheiten, die SAILER aus seiner Gegenwart in die Welt der ersten Schöpfungstage hineinprojiziert.

Darf man derlei schlicht als *Parodien geistlicher Stoffe* bezeichnen, wie's HERMANN FISCHER getan hat? Sicher stehen im Hintergrund Prozessions- und Fastnachtsspiele, in denen gelegentlich auch Parodistisches wirksam gewesen sein mag. Aber Parodie setzt doch eigentlich ein Mindestmaß an kritischer – und auch wohl skeptischer – Distanz voraus und verträgt sich nicht recht mit dem naiv-selbstverständlichen Umgang, der in SAILERS «Schöpfung» zwischen Schöpfer und Geschöpf stattfindet. Bezeichnenderweise gibt HERMANN FISCHER dann auch seine eigene Distanz und Skepsis zu erkennen, wenn er einräumt, solche *Parodien geistlicher Stoffe* seien *nur auf katholischem Boden denkbar, der Protestantismus würde etwas derart nicht vertragen*.

SEBASTIAN SAILER wußte, daß er nicht ohne Mißverständnis und Anfeindung bleiben würde; und des-



«Fot, fot, naus naus zum Gata; ih laß mit mier itt kata . . .»

halb hat er sowohl der «Schöpfung» als auch dem «Fall Luzifers» einen lateinischen Prolog vorangestellt. Lateinisch doch wohl deshalb, weil er mit Einwänden und Vorwürfen aus ganz bestimmter Richtung rechnete – stilistisch jedenfalls paßt allein die schwäbische Übersetzung des SEBASTIAN BLAU und nicht die lateinische Version des Autors noch die schriftdesche des Herausgebers SIXT BACHMANN. Die Einwände blieben tatsächlich nicht aus, SAILER wurde – allerdings ohne Erfolg – bei seinen Kirchenoberen angeschwärzt; als SIXT BACHMANN 1819 die mit einer Ausnahme bis dahin ungedruckten Dialektstücke herausbrachte, erhob die «Tübinger theologische Quartalsschrift» gegen das Buch den Vorwurf der *Gemeinheit*.

Und seitdem hört es nicht mehr auf, das verlegene Hin- und Herwenden der Wörter, in denen Vorwürfe zugleich erhoben und entkräftet werden, mit denen fast jeder, der über SEBASTIAN SAILER schreibt, zwar einräumt, es sei stellenweise schon . . ., aber müsse ihm zugute halten . . ., man dürfe ihm nicht anlasten – und was der Wendungen und Windungen mehr sind. Wem sonst nichts einfällt oder wer noch nach einer Bekräftigung für seine Ehrenrettung SAILERS sucht, der beruft sich auf GOETHE, der am «Fall Luzifers» (und der enthält doch die meisten «anrühigen» Stellen!) seine Freude gehabt habe. Hat er? HASSLER stellt seiner Ausgabe sozusagen als Motto folgendes Zitat voran: *Von Hebel kamen wir auf Sebastian Sailer und Göthe, der den Sturz Lucifers nicht kannte, ergötzte sich an Einzel-*

heiten, welche ich ihm daraus erzählte, Friedrich Kölle in der Pandora, I. 213. In welcher Verlegenheit müssen sich da manche Autoren befunden haben, wenn sie diese spärlichen Hinweise meinten ausschachten zu müssen, um SAILER mit dem Hinweis auf GOETHEs Ergötzen nachträglich abzusichern! Das ist ein unablässiges Drehen, ein nimmermüdes Verrenken: man finde zwar hin und wieder bis zur Rohheit und Unanständigkeit sich versteigende Derbheit des Ausdrucks, er kehre zwar die ungeschlachten, vierschrotigen, herben und derben Seiten hervor, spreche in der rohen Natürlichkeit seines Zeitalters, er bewege sich wohl in einer niedrigen, niemals aber . . . in einer unsittlichen Sphäre. So könnte man fortfahren. Aber damit würden wir unser Thema verlassen und uns der Misere der schwäbischen (und auch anderer) Mundartdichtung nach SAILER zuwenden, einer Misere, die ja zum Teil dadurch bedingt und verursacht ist, daß Autoren – um einer vermeintlichen Echtheit oder auch nur um des billigen Erfolgs willen – ihre eingeschwäbelten Anekdoten in Vers und Prosa meinten volkstümlich und deftig machen zu können oder zu sollen, indem sie kräftig in die Fächer mit den Aufschriften «Fäkalien» oder «Zoten» langten. Wie weit muß man von SAILER und seiner Welt entfernt sein, wenn man meint, ihn von solchen Schreibern absetzen zu müssen, indem man ihn gegen Vorwürfe verteidigt, die ihn gar nicht treffen können! Da macht es wenig Unterschied, ob diese Vorwürfe nun gegen den angeblich blasphemischen Umgang mit den höchsten Personen gerichtet sind oder gegen die genaue – sachlich und mundartlich genaue und richtige – Bezeichnung von Dingen, von Vorgängen des täglichen Lebens. Freilich entbietet Luzifer der ganzen himmlischen Heerschar den «Schwäbischen Gruß», nachdem er sozusagen bei herabgelassenen Hosen in Verhaft genommen worden ist und vor der Höllenfahrt noch zur Strafe hat Seewein trinken sollen. Aber was soll's: Engel sind in diesen Stücken eben auch Menschen! Und so verhalten sie sich, so sprechen sie, wen ficht das an? Nur die zum heimlichen Weiterdenken anstachelnde Andeutung von etwas Tabuisiertem, die wäre zu beanstanden – heute nicht mehr als unbedingt unliterarisch, aber als mundartfremd. Weil es derlei nämlich nur im Schriftdeutschen gibt mit seinen vielen Möglichkeiten des Unausgesprochen-Ausgesprochenen.

Es bleibt die – vielleicht schon für manche Zeitgenossen SAILERS, sicher aber für viele spätere Leser – nicht immer leicht nachzuvollziehende Heiterkeit, die Tatsache, daß angesichts Gott Vaters und der Engel, angesichts der Heiligen Drei Könige ungeñiert gelacht werden darf. HERMANN FISCHER bewertet derlei durchaus positiv, wenn er auch den Ver-



Zur Strafe: Seewein für Luzifer.

weis auf *Fastnachtsheiterkeit* braucht zur Abwehr von möglichen Vorbehalten und Vorwürfen: *Hier sind hohe, geheiligte Gegenstände in grober Bauernmundart und niedrigstem Ton behandelt, nicht um sie zu verhöhn, höchstens zum Zweck gelegentlicher leichter Satire, vielmehr in der Hauptsache, um eine freie, übermütige Fastnachtsheiterkeit zu erzeugen, die nur ein geringes höher gehoben zu werden brauchte, um mit dem genialen Uebermut aristophanischer Komödie verglichen zu werden.*

SAILER selbst meint im Prolog zur Schöpfung: *Wer keinen Spaß versteht, wem ein ehrbares Lachen lästig und zuwider ist, dem ist auch die Seele verbogen.* Oder – um es mit einem Wort des früheren Erzabtes von Beuron, BENEDIKT REETZ, zu sagen: *Um ein Kloster, in dem nicht herzlich gelacht wird, wär's traurig bestellt!*

Woran fehlt's, wenn man Anstoß nimmt an SAILERS Art, Vergnügen zu finden im heiteren Umgang auch mit Gott, den Engeln und den Heiligen, woran fehlt's, wenn diese heitere Art, biblische Geschichten zu erzählen, Anstoß erregen kann oder auch nur auf Verständnislosigkeit stößt? Es fehlt an einer unreflektierten, selbstverständlichen, aber nicht überbetonten Frömmigkeit, wie sie so durchgehend nur in der Katholizität Oberschwabens angetroffen und von SEBASTIAN SAILER auf unvergleichliche Weise verkörpert wird. Es fehlt an einem Selbstbewußtsein, das im Umkreis solcher Frömmigkeit – und allerdings auch der behäbigeren wirtschaftlichen Lebensgrundlage oberschwäbischer Anerbenhöfe – häufiger anzutreffen ist als dort, wo neben der Determinationslehre u. a. auch die Realteilung wirksam ist. Es fehlt schließlich an einem handfesten Wirklichkeitssinn, einem Realismus, der die Dinge nimmt, wie sie sind, und nennt, wie sie heißen, ohne hinter ihnen oder ihren Benennungen immer

gleich metaphysische oder sonst doppelte Bedeutungen zu suchen.

Dieser Realismus der direkten Benennung ist geradezu ein Qualitätsmaßstab für Mundartdichtung. Gewundenes Drumherumdenken, romantisches Ausmalen von Stimmungen, weithergeholtes Vergleichen – das sind schriftdeutsche Denk- und Dichtmuster, die sich allerdings in mundartlich getönter Dichtung nur zu häufig finden. Bei SAILER tut man sich schwer, wenn man nach solchen schriftdeutschen Ausrutschern sucht. Da bringt der «Schweizerengel» nicht etwa den *Geschmack von Milch ond Vieh ond von greane Wiese* mit in den Himmel, wie man sich's so um 1930 gedichtet vorstellen könnte, da heißt es vielmehr, sehr genau die Tatsache beschreibend: *Kerle, da küehdrekalascht überlaut. / Hättescht itt darvoar / könna am Beasa d'Schuah butza beim Thoar?*

Oder wenn der Eva bewußt wird, was nach der Vertreibung aus dem Paradies auf sie zukommt: Da wird nicht «wenn» und «aber» abgewogen, nicht «weil» und «deshalb», «warum» und «damit» um sieben Ecken herum argumentiert. Da werden nicht Bilder für Seelenschmerz und Verzweiflung aneinandergereiht: Eine Kaskade von vor allem beschreibend benennenden Wendungen bricht über Gott Vater herein. Elfmal nach dem fast gleichbleibenden Schema: Sie, Eva, d' *Auschuld*, muß da *Hund nu' hetza*, das geht ihr gegen den Strich; sie zählt auf, was alles an ihr hängen bleibt an Aufgaben und Arbeiten, und stellt danach die von ihr (und vielleicht insgeheim auch von Adam schon) fast nur noch rhetorisch verstandene Behauptung wie eine unzulässige Frage hin: *und darnoh zum Lau / d'Moischterschaft itt hau.*

Beachtlich ist übrigens auch die formale Vollendung dieser elf Strophen in ihrem dreigliederigen Bau nach dem Schema: Klage der Eva über ihre Verdammung zur Untertanenschaft / Aufzählung dessen, was sie zu leisten hat in Haus und Hof / und dann schließlich der Refrain: *und darnoh zum Lau / d'Moischterschaft itt hau!* Aus der Reihung von Tätigkeitsbezeichnungen im Mittelteil jeder Strophe könnte man so etwas wie die Arbeitsplatzbeschreibung einer oberschwäbischen Bäuerin zusammensetzen. Erwähnenswert ist die Lust an der sprachlich-klanglichen Wirkung dieser Reihungen – ein echt barockes Stilelement. Bis in die neueste Zeit haben Mundartpoeten aller Schattierungen mit solchen Reihungen ganze Strophen, ja ganze «Gedichte» gefüllt und gar nicht gemerkt, daß die Reihung für sich allein nur Geplapper und Geleier ist, daß sie ihre poetische Funktion in diesem Klagegesang der Eva nur aus ihrer Stellung im Ablauf jeder einzelnen Strophe hat:



Die schwäbischen Heiligen Drei Könige.

O Jeggerle! was fällt ui ei,
was fangat ar noh a,
daß ih soll untergeaba sei,
und diena gar meim Ma.
Suppa, Knöpfla, Spatza kocha,
schpüala, schaffa ganze Wocha,
und darnoh zum Lau
d'Moisterschaft itt hau.

Es wird immer deutlicher: je mehr man sich mit SEBASTIAN SAILER beschäftigt, um so mehr gerät man in die Problematik von Mundartdichtung und Mundart überhaupt. Die eben andeutend zitierten Ausführungen einer oberschwäbischen Bäuerin namens Eva über Arbeit und Herrschaft im alltäglichen Leben scheinen RUDOLF KRAUSS recht zu geben, der in seiner «Schwäbischen Literaturgeschichte» befindet: *In der unverfälschten Volkssprache können mit Fug und Recht nur solche Gesellschaftskreise, die sich ihrer auch wirklich bedienen, abgebildet werden, d. h. in der Hauptsache die ländlichen. Die Empfindungen der Gebildeten, die doch mundartlich weder reden noch denken, in ein solches Sprachgewand zu hüllen, ist eine unnatürliche Spielerei.* Und so wäre denn dies der Grund, aus dem bei SAILER Gott und die Engel, Heilige und Könige wie oberschwäbische Bauern erscheinen und sprechen? Weil sie sich der «ländlichen» Mundart bedienen, werden sie zu ländlichen, bäuerlichen Gestalten? Und die Diskrepanz zwischen den Namen, dem Rang auf der einen und der bäuerlichen Sprachformen auf der anderen Seite machte für die «Gebildeten» den unterhaltsam komischen Reiz aus? Wir fänden also HERMANN FISCHER bestätigt,

der das Komische in SAILERS geistlichen Komödien weitaus stärker betont als den in der Sprache vor allem sich äussernden Realismus: *Man sollte denken, der Dialekt habe die ungeschminkte Natur darzustellen, er sollte sich also der natürlichen Ausdrucksweise, der Prosa, bedienen. Das wäre aber falsch. Ernsthafte Verse im schwäbischen Dialekt zu machen scheint mir allerdings nicht am Platze, wohl aber komische. Das Komische wirkt überhaupt in poetischer Form weit stärker als in prosaischer; ich glaube, das kommt daher, weil der Kontrast zwischen dem Versmaß, welches gewöhnlich ein Vehikel für hohe und schöne Gedanken ist, und dem niedrigen Inhalte die Wirkung auf das Zwerchfell verstärkt. Insbesondere aber bedient sich die Dichtungsgattung, welcher die beiden Sailerschen Stücke angehören, fast immer des Verses. Sie gehören zu der Gattung der phantastischen Komödie, der satirischen Fastnachtsspiele. Diese Gattung, deren ältester und bis heute auch größter Vertreter Aristophanes ist, stellt Begebenheiten dar, welche aus einer andern als der alltäglichen menschlichen Welt sind, um unter dieser Maske die satirischen Hiebe auf die wirkliche Welt nur um so besser austheilen zu können. Der phantastische, märchenhafte Charakter solcher Stücke macht die metrische Form, wo nicht unumgänglich nothwendig, doch jedenfalls sehr wünschenswert. Bei dieser Akzentuierung ist es nicht weiter verwunderlich, daß FISCHER eigentlich nur «Schöpfung» und «Luzifer» und daneben nur etwa noch die «Heiligen Drei Könige», eine in Prosa geschriebene Posse, für nennenswert hält.*

Diese Festlegung der Mundartdichtung auf das Komische muß nicht von FISCHER erfunden worden sein, aber bei seinem Einfluß und seiner Geltung kann man unterstellen, daß er Schule gemacht hat und also zumindest bestärkend und bestätigend daran mitgewirkt hat, Mundartdichtung als etwas vorwiegend Unterhaltendes, Belustigendes, Erheiterndes zu verstehen. Und so stehen wir nun da mit all den gereimten Witzen und Anekdoten, den Blödeleien der sich schwäbisch gebenden Entertainer, der Exporteure eines allgemeinverständlichen Idioms, das durch eine gewisse Neigung zum Dummlichen und zum Fäkalischen sowie durch die vielen Diminutiv-Formen auf -le sozusagen als schwäbisch erkennbar gemacht werden soll. Man könnte meinen, FISCHER hätte dieses funk- und fernsehverhunzte Bunte-Abend-Schwäbisch gemeint oder vorausgeahnt, als er schon 1891 schrieb: *Das Schwäbische ist außerhalb des Gebietes, wo es gesprochen wird, ganz wenig bekannt geworden – am meisten noch in den Produkten, wo wir Einheimische es lieber nicht verwendet sähen.* (Nur in einem kann man FISCHER hier leider nicht zustimmen: auch sehr viele Einheimische lassen sich nur zu gern von dem läppi-

schen Entertainer-Schwäbisch zu Beifall und Begeisterung herausfordern!)

Doch zurück zu dem, was die Namen Mundart und Mundartdichtung verdient! Die Schwierigkeit, deren Wesen und Grenzen richtig zu bestimmen und einzuhalten, liegt darin, daß nur diejenigen über diese Dinge nachdenken, denen sie nicht mehr selbstverständlich sind, während umgekehrt jeder, der ganz selbstverständlich seine Mundart benützt, keinen Grund sieht, darüber zu reflektieren, ob sie nun echt sei und in Hinsicht worauf. Und erst recht käme kein ganz oder vorwiegend in der Sprachwelt der Mundart lebender Mensch darauf, nun in dieser Sprache zu dichten. In RUDOLF KRAUSS' Schwäbischer Literaturgeschichte liest sich das so: *Von wem, für wen wird denn überhaupt im Dialekte gedichtet? Von Bauern gewiß nicht. Denn wenn ein solcher sich ausnahmsweise von der Muse begeistern läßt, so ergeht er sich erfahrungsgemäß gerade in möglichst hochtrabendem Schriftdeutsch. Für Bauern fast ebenso wenig . . . Die mundartliche Dichtung wendet sich also, genau wie die hochdeutsche, an ein Publikum, das mindestens bis zu dem Grade gebildet ist, daß es sich mit gedruckter Litteratur befaßt.* Und die ganze lange Liste schwäbischer Mundartautoren scheint ihm recht zu geben: Ärzte, Juristen, Lehrer, immer wieder Lehrer, und nicht zuletzt: Pfarrer beider Konfessionen. Seit SEBASTIAN SAILER. Aber der ist nicht nur der erste dieser Reihe, er ist auch der erste, der's uns verbietet, alle Mundartdichtung in einen Topf zu werfen und zu sagen: geschrieben von Gebildeten zum Vergnügen anderer Gebildeter auf Kosten des einfachen Volkes, das mit dümmlichen oder kecken Handlungen oder Redensarten Anlaß und Stoff solcher Dichtung und Gegenstand der Erheiterung für die «Gebildeten» liefert. Solche Bauern-Tölpel-Possen hat es seit den Fastnachtsspielen immer gegeben. Von ihnen führt eine direkte Linie zu gereimten Gogen-Witzen unserer Zeit.

Aber daneben hat es – gleich mit dem Höhepunkt SEBASTIAN SAILER beginnend – immer wieder auch anderes gegeben. Ich will – so groß die Versuchung auch sein mag – hier nicht Namen gegen Namen ausspielen, sondern versuchen, die Kriterien zu benennen, auf die es in unserem Zusammenhang ankommt. (Bei der Personalisierung würde sich übrigens herausstellen, daß die Trennungslinie zwischen Mundartdichtung und dem, was sich nur so nennt, in Vergangenheit und Gegenwart mitten durch das Werk einzelner Autoren hindurchgehen kann.)

Was also zeichnet SAILER und diejenigen aus, die in seiner Tradition stehen? Vor allem, daß sie in der Mundart zu Hause sind. Sie nicht nur beherrschen

nach Wortschatz und Lautstand. Sondern: daß sie – wenigstens in bestimmten Zusammenhängen – ganz unmittelbar in dieser Mundart denken. Daß sie die Mundart nicht anwenden wie ein Werkzeug, das man sich angeeignet oder gar nur geliehen hat, sondern das man benützt wie Hand oder Fuß, wie Augen oder Mund. Voraussetzung dafür ist eine Haltung, die sich nicht ständig selbst beobachtet, nicht immerzu das eigene Denken, Reden, Handeln zum Gegenstand von Überlegung, Nachdenken, Kritik macht. Damit dürfte einigermassen umschrieben sein, was wir als Naivität zu bezeichnen pflegen. Aber es handelt sich sozusagen um eine Naivität aus zweiter Hand. Um die Naivität derjenigen, die mit Erfolg dem Hinweis HEINRICH VON KLEISTS gefolgt sind: . . . *das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns; wir müssen die Reise um die Welt machen und sehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo offen ist.* Weltläufigkeit, Bildung, Kenntnisse in Sprachen und Literaturen sind ihnen kein Hinderungsgrund, die KLEISTsche Hintertür zum Paradies der Naivität zu finden und zu benützen. Man könnte auch sagen: sie haben die seltene Begabung zu einer Volkstümlichkeit, die von arroganter Herablassung gleich weit entfernt ist wie von plumper Anbiederei.

Ja – und so ganz nebenbei sind SAILER und diejenigen, die zu Recht als seine Nachfolger gelten, auch noch Poeten. Nicht nur Leute, denen die Worte überreichlich aus der Feder fließen und denen die Reime nur so purzeln, nein Leute, die etwas machen aus dem Material genau beobachteter Wirklichkeit – und zwar mit den Mitteln sehr bewußt eingesetzter Sprache, die dichtend-verdichtend eben mehr auszusagen und mitzuteilen vermag, als wenn sie im alltäglichen weitschweifig-geschwätzigen Gebrauch steht.

Daß es nicht immer Travestie des Himmlischen und Heiligen sein muß, das mögen zwei ganz knappe Passagen aus der «Schultheißenwahl zu Limmelsdorf» zeigen. Zunächst macht dort der Heiligenpfleger mit dem sprechenden Namen Peter Kirchenmauer klar, warum er nicht Schultes werden will.

Ih bleib beym Opferschtock; ih will itt Schultas weara;
ih ma mih mit deam Zuig itt bis in Daud nei sheara.
As Holgapfleagaramt daugt besser noh für mih,
as geit auh Aschnitz doa. Dar Pfarr will, wia ih sieh,
as Simpels Floria: doa kan ih dänischt aber
mei Vautum itt higea, ih käm um Heu und Haber;
ar ischt viel z'g'wissahaft, ar ischt a küahler Schmarr.
wenn ih vom Holga nähm, so thät ar mih beym Pfarr

so schwaaz aschreiba glei, daß ih vom Deanscht müaßt roisa:

ar thät mih offatle an Holgab'scheisser hoissa.
Dar Arbogascht Nußjäck, dear ischt mei G'vatterma,
dean sollma, denn ar daugt, as Schultas schreiba a.

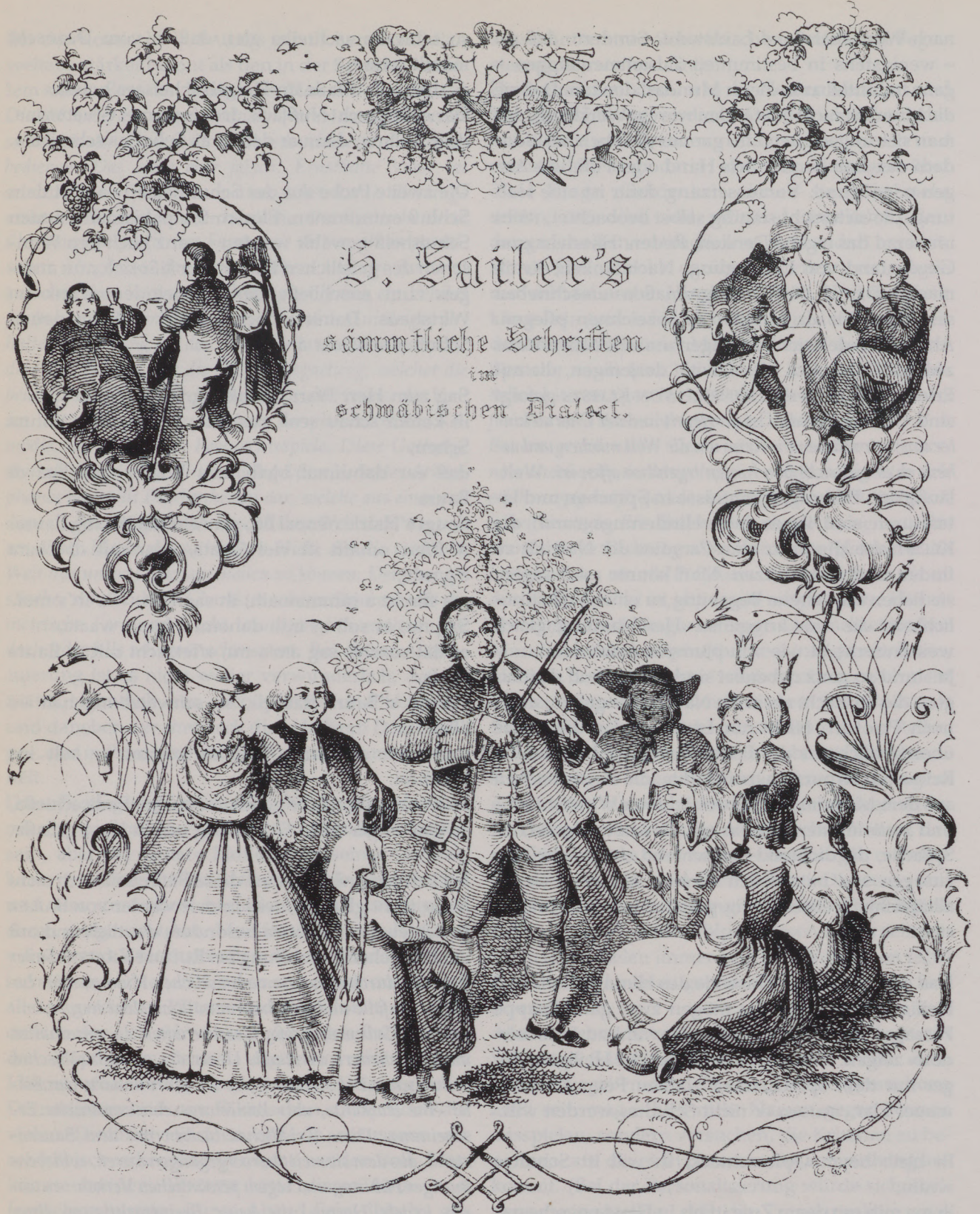
Die zweite Probe aus der Schultheißenwahl ist dem Schluß entnommen. Florian Simpel ist zum neuen Schultheiß gewählt worden – ganz nach den Wünschen des geistlichen Herrn. Der läßt sich nun ansagen zum anschließenden Gemeindeumtrunk im Wirtshaus. Damit jedoch kommt er beim neuen Schultes schlecht an:

Sag zum Herr Pfarr, ih laß a grüeßa wieder glei;
ih komm schau seall zua ihm, ih sag am's auhna Scheu,
daß ear dahumat bleib: in's Wiathshaus zua di Baura
daugt s'Hairle oimoal litt, sai Aihr dät itt lang daura.
A Pfarr schafft itt viel Guats, dear mit di Leuta z'g moi,
ma fürcht a nimmamaih; ih sag halt, wia ih's moi.
Sag nu, ar soll uf mih dahoim a bitzle waata,
ar dät suscht, sag am's nu, z'letscht mit di Baura kaata.

Haund d'Baura Räusch, so schwätzt ma halt vo allerloi,
und hoat as Hairle oin, so kommt ar halt ins G'schroi.

loahrt ear auh, wia as goath, aureachte Reda schießa,
so geit as gar nicht Guats, sag nu, ih lassa grüaßa.

Ich kann mir nicht helfen: diese Stelle läßt mich nicht mehr recht glauben, was immer wieder von SAILER berichtet wird, so etwa besonders deutlich und mit ausführlicher Erläuterung bei RUDOLF KRAUSS: *Sailer that sich durch seinen unverwüstlichen Humor, seine lustigen Einfälle und sein Improvisationstalent hervor, mit welchen Gaben er große Gesellschaften zu unterhalten und zu erheitern verstand. Unter der oberschwäbischen katholischen Priesterschaft des 18. Jahrhunderts war Sailer eine markante, aber keineswegs eine vereinzelt Erscheinung. Diese Geistlichen bleiben mit dem Bauernstand, aus dem sie meist hervorgegangen waren, zeitlebens in enger Fühlung und regem persönlichen Verkehr; es waren joviale Herren, die keine Beeinträchtigung ihrer Würde darin erblickten, daß sie sich vor ihren Beichtkindern lärmender Fröhlichkeit überließen. Man darf dies nicht außer acht lassen, wenn man die poetischen Werke Sailers richtig verstehen will. Um den Beifall zu vermessen, den sie einst gefunden haben, muß man sich vorstellen, wie der Dichter selbst seine Singspiele Sonntag nachmittags im Wirthaus vor einer ländlichen Zuhörerschaft,*



mitunter aber auch in vornehmerem Kreise zum besten gab, die Dialogstücke rezitierend, die Arien nach eigener Melodie singend und dazu mit der Fiedel aufspielend. Mir scheint, daß diese Vorstellung ihren Ursprung in der Titelillustration von JULIUS NISLE zu einigen Auflagen der HASSLERSchen Ausgabe hat und in HASS-

SLERS Anmerkung, man dürfe SAILER nicht anders sich denken, als wie ihn unser Titelbild veranschaulicht, mitten unter seinen Zuhörern, mit der Geige in der Hand, sich selbst zu seinen Arien, die er nach eigener Composition sang, akkompagnirend, den übrigen Text aber deklamirend.

Da scheint mir denn doch einiges phantasievolle Ausschmückung zu sein. Gewiß, vom Klagegesang der Eva bis zur Schilderung der Wegbauarbeiten für die Dauphine-Straße zeigt SAILER immer wieder, daß er weiß, wie das Leben des Volkes aussieht, welche Arbeit es unter welchen Bedingungen leistet, wie dieses Volk denkt und fühlt. Aber ob er sich deshalb mit diesem Volk im Wirtshaus zur gemeinsamen Belustigung zusammengesetzt hat? Einigermassen authentisch ist davon jedenfalls nichts überliefert. Viel eher von seinen Besuchen auf Schloß Warthausen, von seinen Gastpredigten bei festlichen Anlässen (und gewiß nicht nur vor «gemeinem Volke»). Und davon ist die Rede, daß er als Pfarrer ein strenger Sachwalter seines Klosters war und sehr genau darauf bedacht, die dem Kloster zustehenden Zinsen, Gülten und Zehnten einzutreiben und sich nicht mit der kleinsten Garbe, der magersten Henne abspesen zu lassen. – Aber wollen wir von diesem SEBASTIAN SAILER denn noch mehr erwarten und verlangen als die uns hinterlassenen Werke des Mundart-Poeten? Wir müssen ihn nicht gleich auch noch zu einem Original im Sinne eines Wirtshausunterhalters zurechtstilisieren wollen!

Von einem ist noch zu reden, und wenn's auch ein wenig peinlich sein könnte: Vom Bild des Schwaben, der Schwaben, das der Schwabe SEBASTIAN SAILER entwirft. Nicht von dem Idealbild, der Schilderung dessen, was sich der Seelsorger und Prediger wünscht, zu dem er hinführen möchte, wenn er den HL. ULRICH als Leitbild eines zur Weisheit gelangten Schwaben aufstellt. Auch nicht vom Bild einzelner Stände und ihrer Vertreter, dem Bild des Pfarrers etwa oder des Bauern, des Schultheißen oder Schneiders, nein, des Schwaben schlechthin. Da ist nun ohne Umschweif zu sagen und einzugestehen, daß er in der Tradition mittendrin steht und nicht der besten, aber der festesten; da heißt es bei ihm wie bei anderen von diesen Schwaben: sie taugen eigentlich alle miteinander nicht viel, sind ein bißchen dummlich, fressen, saufen und fluchen, sind – mehr als nur ein bißchen – grob und dafür umso weniger tapfer – – man kennt den ganzen Katalog. Und kann ihn bei SAILER wiederfinden: in der «Schultheißenwahl zu Limmelsdorf», in der Geschichte von den «Sieben Schwaben», (wo natürlich jedem Zweig des Stammes extra eins ans Bein gegeben wird), in der Neckerei vom «Schwäbischen Sonn- und Mondfang»; aber auch in den Monologen «Bauernpredigt», «Peter als Gott Vater», «Bauernhochzeit» und «Trauerlied auf ein altes Weib».

Was er da säe, fragte man Gott Vater. – «Grobe Schwaben». – Und warum nur grobe? – «Andere trägt der Boden halt nicht» – Das ist eine der landläu-



Die sieben Schwaben (oder: Die Hasenjagd).

figen Erklärungslegenden, bei denen Spott und Entschuldigung miteinander geliefert werden. Und seitdem gehen sie miteinander: der Spott der anderen über die Schwaben; die Verlegenheit, ein Schwabe zu sein, bis zum extremen Bemühen, diese Tatsache zu verbergen; und schließlich der verzweifelte Versuch, durch Selbstverspottung dem heimlichen, aber immer wieder verletzten Stolze aufzuhelfen: *Zu sein ein Schwabe / ist auch eine Gabe. – Ein Schwabe ist ein Mensch, der sein Licht gern unter den Scheffel stellt – aber da soll es dann auch jeder sehen!* In HOLDERS «Geschichte der schwäbischen Dialekt-dichtung» wird SEBASTIAN SAILER in diesem Zusammenhang eine wichtige Funktion zugeschrieben: *Sebastian Sailer errang selbstverständlich als stammesmundartlicher Dichter in seiner Heimat große, unmittelbare und bleibende Erfolge. Seine Landsleute erkannten sich selbst, wenn sie die Sailer'schen Gestalten richtig verstanden. Der schwäbische Mutterwitz (Stammeshumor) kam durch ihn wieder zu Ehren . . . : Man begann die lächerliche Scham, mit welcher früher das Bewußtsein der schwäbischen Stammeszugehörigkeit unwillkürlich verknüpft war, jetzt abzulegen. Der Schwabe ermannte sich, wenn er sich in die Sailer'sche Dichtung versenkte, und entschädigte sich für den unbilligen Spott, dem er jeweils ausgesetzt war, durch den Genuß des kostbaren Witzes, der ihm aus Sailers Schriften entgegenblitzte. Man lernte um diese Zeit aufs neue, den Witz nicht bloß unter sich zu pflegen, sondern ihn auch als wohlgeschliffene Waffe zu gebrauchen.*

Ich weiß nicht, ich weiß nicht –. Bis in die letzte Zeit haben intelligente Schwaben diese Meinung HOLDERS Lügen gestraft. Von AUGUST LÄMMLERs bedenklicher Frage, ob ein Schwabe schwäbeln dürfe über die – hoffentlich ironische, des SEBASTIAN BLAU, ob die Schwaben *auch Leut* seien, über FRITZ RAHNS bedenkliche Äußerungen und Begründungen des Un-

behagens bis neuerdings zu dem verlegenen Abwägen und Herumdeuteln mancher Autoren in dem Sammelband «Schwaben unter sich über sich» – um nur eine kleine Auswahl zu nennen.

Mir erscheint diese Mischung aus Selbstverspottung, Selbstmitleid, Scham und Stolz so unbegründet wie ungerechtfertigt. Aber erklärbar scheint sie mir zu sein: kein Stamm hatte solche politische Verwirklichung gefunden wie der schwäbische im staufrischen Stammesherzogtum – und keiner stürzte so tief, wurde so schnell und so gründlich zerrieben, zerstückelt und aufgeteilt unter so viele kleine und kleinste Herrschaften. Als Fußkranke der Geschichte kamen sie aus den Kriegen und Kreuzzügen der Stauferkaiser zurück und mußten sich nachsagen lassen, vor jedem Hasen seien sie davongelaufen. Mehr als über andere fielen Stammesneckerei und Stammesspott über die Schwaben her: sie wurden sozusagen zu den Ostfriesen des Hl. Römischen Reiches Deutscher Nation. Da hat auch UHLANDS rührender Versuch nichts bewirkt: «Schwabenstreiche» werden auch weiter zusammen mit Schildbürgerstreichen gehandelt.

Statt nun mit Gelassenheit zu reagieren, antwortete man teils indem man sich – angeblich kraft besonderen Humors – eifrig laut selbst mit be- und verspottete nach dem verbissen zitierten Motto: «Wer sich nicht selbst zum besten haben kann . . . » (und heimlich bemitleidete), teils aber indem man neuen Anlaß zu Spott bot durch einen «Schwabenstolz», der sich als Markenname für Sauerkonserven schließlich selbst abqualifiziert hat. Und dennoch begegnen wir ihm allenthalben – wenn wir die Äußerungen zum Stauferjahr und zum 25jährigen Bestehen des Landes durchgehen, finden wir eine Fülle von bunten schwabenstolzen Federn, mit denen so mancher Gockeler versucht hat, Pfauenräder zu schlagen. Mir will manchmal scheinen: diese vertrackte Mischung aus Selbstverspottung, Scham und trotzigem Stolz ist das einzige Erbe, das die Staufer den von ihnen verlassenen Schwaben gönnt haben.

Ursprünglich habe ich dies alles für eine altwürttembergische Spezialität gehalten. SEBASTIAN SAILER hat mich aber gelehrt, daß es dieses doch im Grunde den früheren wie den gegenwärtigen Schwaben unangemessene Denken und Verhalten auch in Oberschwaben gibt. Einige Beispiele und Belege dafür habe ich genannt, eines wenigstens muß – um der Vollständigkeit des Bildes willen – wenigstens mit einigen Strophen zitiert werden: Der Bericht des aus Schwaben zurückkehrenden Schutzengels, der *dött dunda Boda gnua* hat, über seinen Schützling, eben «den Schwaben».

Wenn ear dan Acker pfluogat,
so haun ih oft aufg'luogat.
Koi Dusanierle schwört ar dött:
und wenn ar denn an Zorn hot g'hött,
so sait ar nu: hott, wischt, ahi,
gang a Gottsnama, Duifels Vieh!

Koi aunitz, aug'schickts Wöatle
hot bey am g'hött a Oeatle.
wenn Eabbar über d'Soma reit,
so ischt ar höflih mit di Leut,
ar sait nu: ei, daß ui Gott b'hüt,
ihr Hundsfüd, Koga, Vozahüat!

Ar ischt itt zimmlig g'fräsig,
denn ear leabt b'schtändig g'mäsig.
Zwoi Dutzat Knöpfla ischt sei Koscht;
da Bräntawei und Biaramoscht
sauft er so kitzel bey di Leut,
daß ear nu wia a Roiger schpeyt.

So leabt ma bey di Schwoba,
do haund ar ihre Goba.
Weand ar maih wissa, gaund seall na,
und geant dött an Schutzengel a.
Was mih alangt, ih saga thua:
ih hau dött dunda Boda gnua.

Wie hieß es doch bei HOLDER? *Der Schwabe ermannte sich, wenn er sich in die Sailer'sche Dichtung versenkte.* Möge das endlich wahr werden! Diese Hoffnung äußere ich hier nicht nur ganz allgemein im Blick auf Schwabenspott und Schwabenstolz, sondern ganz besonders im Gedanken an die zeitgenössische schwäbische Mundartdichtung. Sie regt sich mächtig; und gewiß hat man seit geraumer Zeit häufiger die Produkte der neueren Mundartbarden gehört als das, was von SAILER und nach SAILER überliefert worden ist.

Dabei ist auch im Zusammenhang der Mundartdichtung Eigenartiges zu beobachten: Die späten 60er Jahre dieses Jahrhunderts haben weithin die Traditionen unterbrochen: es scheint, daß eine ganze Generation sich selbst von ihrer Geschichte getrennt hat. Dann kam die Ernüchterung. Und damit die Nostalgie. Vordergründig knüpfte sie an die 50er Jahre an – von mehr wußte man ja nichts. Und zugleich machte man sich einen Traum von nicht- oder vorindustrieller Gesellschaft zurecht, man entdeckte Folk- und Volksmusik – und eben die Mundart. Einige nahmen sie als zusätzlichen Klangvorrat für konkrete Lyrik, andere als vermeintliches Mittel, Literatur und ihren Gegenstand unters Volk, «an die Basis» zu bringen – zugleich mag vielen von

diesen die Mundart als Kunstmittel eines neuen, meist politisch engagierten Realismus brauchbar erschienen sein. Kurzum, es gibt wieder so etwas wie Mundartliteratur; und es gibt sogar eine Reihe beachtlicher Texte. Aber: weithin verraten diese Texte wie auch die sie begleitenden theoretischen oder programmatischen Erklärungen rundum Unsicherheit: Polemik gegen Anekdote und Derb-Deftiges erzielt ein Eigentor nach dem anderen; schriftdeutsche Denkformen werden in mundartliche Lautung gekleidet; Mundartdichtung als Mittel gesellschaftsverändernder Aufklärung wird begründet mit Worten und Wörtern, die nur zu gut mit Blut und Boden zusammenpassen – auch wenn man davon noch so wenig wissen will. Unsicherheit und Orientierungslosigkeit allenthalben, wo's um neue Mundartdichtung geht. Und deshalb neben Beachtlichem so viel Mindes. (Dem freilich bei öffentlichen Lesungen zu Wein und Brezeln meist der größere Beifall zuteil wird.)

Warum diese Unsicherheit, diese unterschiedliche Qualität in der neueren Mundartdichtung? Meine Theorie: Weil die Tradition aufgegeben worden, verlorengegangen ist und also die Leitbilder, die Lehrmeister, die Maßstäbe fehlen. Ein Beispiel für viele (auch hier kommt es auf Namen nicht an, weil nur ein Symptom aufgezeigt werden soll): Unter der Überschrift *Wamma oosre schwäbische Dichter liest* heißt es da etwa *Noi / i ko s ned vrbutza / gang mr aweg*

mit / deam siaßliche Glomb / i ko s ned vrbutza. Darf man viel erwarten – bei bester Absicht und beachtlicher Begabung – wenn so *oosre Dichter* charakterisiert werden? Muß man nicht vermuten, daß hier Wissen aus zweiter Hand bedichtet wird? Oder ein Ressentiment, das fundierter Kenntnis entbehrt, Kenntnis von dem, was einige geschrieben haben, die durchaus *oosre Dichter* genannt werden können? Was aber soll man sagen, wenn der Autor dann fortfährt: *i brauch halt wieder / a durchwaxens Rauchfloisch / ond en räasa Mooscht drzua?* – Nun, was soll man anderes sagen als: Lies doch mal *oosre schwäbische Dichter!* Auch hier keine Namen. Außer einem: SEBASTIAN SAILER. Ich meine, bei dem gäb's genug *durchwaxens Rauchfloisch / on en räasa Mooscht drzua*.

Literaturhinweis

Allgemein zugänglich sind die Werke SAILERS jetzt wieder durch die Reproduktion der Ausgabe SIXT BACHMANN'S, mit einer Einleitung und erweiterten Worterklärungen von FRANZ GEORG BRUSTGI (Reutlingen 1977). Dort auch Angaben über Literatur zu SAILER und über die einzelnen Werkausgaben – mit Ausnahme der von LORENZ LOCHER (Munderkingen 1965), die außer dem Werk SAILERS Dokumente zu seiner Biographie, eine Einleitung von STEFAN OTT und ein umfangreicheres Literaturverzeichnis bietet. – HERMANN FISCHER hat sich in folgenden Zusammenhängen über SAILER geäußert: Über den schwäbischen Dialekt und die schwäbische Dialektdichtung (in: Württ. Vierteljahreshefte f. Landesgeschichte Jg. VII/1884, S. 56 u. S. 130) – Aus der Geschichte der schwäbischen Mundartdichtung (in: HERMANN FISCHER, Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens, 1891, S. 214) – Die Schwäbische Literatur im 18. u. 19. Jh. (1911).

Probleme der zeitgenössischen Mundartdichtung

Mundartdichtung – dieses Wort provoziert Emotionales. Bei den einen löst es mitleidiges Lächeln aus, reizt es zu Ironie und Sarkasmus oder rundweg zu Ablehnung. Bei den anderen fördert es Heimatbewußtsein, Selbstwertgefühl, verbunden mit einer nach außen gekehrten Hochstimmung. Mundartdichtung – ein Wort, das Widersprüche erzeugt und Fronten schafft, die im Schriftdeutschen bei der gedanklichen Verbindung von Sprache und Dichtung undenkbar sind. Aber das ist nichts Neues. Die Neigung zur Schwarzweißmalerei hat, wenn es um Mundartdichtung geht, Geschichte. Es scheint so, als habe man sich stets nur für oder gegen Mundartdichtung aussprechen können. Und das Engagement dafür oder dagegen hatte stets vielerlei Motive. Daran hat sich bis in unsere Tage nicht viel geändert. Die Mundartdichtung litt seither unter solchen

Wilhelm Staudacher

Konfrontationen, und sie leidet fortwährend noch immer daran.

Ursächlich dafür sind einige Gemeinplätze, die Theoretiker für die Mundartdichtung gesetzt und mit denen sie die Möglichkeiten der Mundartdichtung als besonderer Dichtungsgattung eingeschränkt haben. Bezeichnenderweise waren es die Mundartdichter meist selbst, die solche Theorien formulierten. Zur Charakterisierung der Mundartdichtung zählten Topoi wie «die Mundart als unverfälschter Urquell der Sprache», «Echtheit der Mundart», «lokale Einengung des Stoffes», «Ernsthaftigkeit», dazu auch die Forderung nach Erinnerung an Vergangenes und nach Bewahrung des Gewesenen. Diese ideologische Fracht führte zwangsläufig zu der Folgerung, Mundartdichtung müsse «nach Anspruch und Funktion als der Ro-

mantik verhaftete Bukolik des modernen gebildeten Menschen gedeutet werden». So jedenfalls das Ergebnis einer ausführlichen Untersuchung von Monika Jaeger im Jahre 1964 zum Thema «Theorien der Mundartdichtung». Hinzu kommt die häufig anzutreffende Gleichbewertung von Mundart und Mundartdichtung mit Provinzialismus und von dorthier die Qualifikation der Dichtung in Mundart als Ausdruck des provinziellen Bewußtseins. Und hinzu kommt auch die Verulkung der Mundart in Lederhosen- und Waterkant-Volksstücken in der Art des Komödienstadels und des Ohnsorg-Theaters, die gerade durch ihre große Publikumswirksamkeit die Klischeevorstellungen vom tumben und einfältigen Mundartsprecher fördern. Die Anhäufung einengender und negativer Beurteilungskriterien für die Mundart und für die Mundartdichtung kann beinahe nicht umfangreicher gedacht werden als sie in Wirklichkeit vollzogen wurde und nachhaltig noch immer zu beobachten ist.

Und dieses alles, obwohl jedem, der sich mit Mundart befaßt, bei nur geringer Mühe des Nachdenkens einleuchten muß, daß die Mundart ein Teil dessen ist, was unsere Sprache und damit unsere Kultur ausmacht. Diese Tatsache kann nicht mit der Behauptung abgetan werden, die Mundart stehe der hochsprachlichen Entwicklung im Wege und vermehre die Lernbehinderungen um ein störendes sprachliches Relikt. Tatsache ist, daß die Mundart die primäre Sprachwirklichkeit breiter Schichten des Volkes ist. Und Tatsache ist auch, daß die Zweisprachigkeit, nämlich die Fähigkeit, sich einerseits in Mundart und andererseits in der Schriftsprache ausdrücken zu können, eine kulturelle Bereicherung mit sich bringt, die auch von jenen Bildungstheoretikern nicht geleugnet werden kann, denen die Schriftsprache als einziges erstrebenswertes sprachliches Bildungsziel vorschwebt. Es stellt sich die legitime Frage, ob die Forderung nach schriftsprachlicher Bildung das Verlangen nach Abschaffung der Mundart mit einbeziehen darf oder ob nicht stattdessen die Förderung der schriftsprachlichen Bildung neben der Förderung mundartlicher Ausdrucksmöglichkeiten als das erstrebenswertere Ziel anzusehen ist.

Wenn aber schon die Mundart ein Teil der Sprachkultur ist, erscheint es müßig zu fragen, ob es sich dabei um gehobene oder niedere Sprachkultur handelt, ob sich darin alles oder nicht alles ausdrücken läßt, überhaupt, ob Dichtung in Mundart legitim ist. Denn Dichtung ist in jeder lebendigen Sprache möglich. Entscheidend sind nur die Kriterien, und diese können für mundartliche Dichtung kaum andere sein als für die Dichtung in der Schriftsprache. Inso-

fern können und dürfen auch die nicht weiterentwickelten spätromantischen Auffassungen von Aufgaben und Möglichkeiten der Mundartdichtung die zeitgenössische Mundartdichtung nicht mehr bestimmen, ungeachtet dessen, daß sich in der Mundartdichtung nicht jene Entwicklung vollzogen hat, die für die schriftsprachliche Dichtung nachzuweisen ist. Daß die gegenwärtige und künftige Mundartdichtung vielerlei Vorbehalte und tradierte Voreingenommenheiten zu überwinden hat, liegt bei der Massierung dieser Widerstände gerade gegenüber der zeitgenössischen Mundartdichtung auf der Hand. Zu diesen Widerständen zählt nicht zuletzt auch eine sich gegenüber der Mundart weithin elitär gebende schriftsprachliche Kritik (was ihr angesichts der lange Zeit herrschenden Situation in der Mundartdichtung gar nicht zu verübeln ist). Mundartdichtung unterliegt weithin der Gleichsetzung mit Volkspoesie und der Charakterisierung als «natürliche Dichtkunst» gegenüber der «künstlichen» weil «gemachten» hochsprachlichen Dichtung. Abgesehen davon, daß sich die Frage stellt, ob nicht jede Art von Dichtung (gleich in welcher Sprache) die Charakterisierung «künstlich» verdient, zeigt sich, daß oft gerade in jenen Dichtungen in Mundart, für die Begriffe wie «Natürlichkeit» und «Ursprünglichkeit» in Anspruch genommen werden, sprachlicher und gesellschaftlicher Realismus gänzlich fehlen. Die Tatsache, daß eine Dichtung in Mundart verfaßt wurde, rechtfertigt für sich allein Charakterisierungen dieser Art jedenfalls auch dann nicht, wenn die Mundart als «natürliche» und «ursprüngliche» Sprache angesehen wird. Die Romanisierung der Mundart als Grundlage einer volkssprachlichen Dichtung im tradierten Sinn von Volkspoesie stand den Möglichkeiten der Mundart für eine kritische, gegenwartsbezogene und realistische Dichtung entgegen. Freilich gibt es auch Beispiele für literarisch bedeutsame Mundartdichtungen, im Bereich der oberdeutschen Mundarten vor allem im Bairischen; sie aber blieben auf Einzelpersonlichkeiten beschränkt, ohne daß es gelungen wäre, die allgemeine Meinung von und über Mundartdichtung nachhaltig zu beeinflussen und zu verändern.

Verantwortlich für die Behinderung einer Weiterentwicklung der Mundartdichtung zu einer sprach- und gesellschaftsrealistischen Dichtung ist unter anderem auch das entscheidende Mißverständnis, Mundart und Mundartdichtung seien gleichzusetzen mit Provinzialismus. Es wurde gesagt, der Kampf um regionale oder überregionale Bedeutung eines Mundartautors könne nicht stattfinden, weil sich nicht auf jeder Sprachstufe alles denken und

sagen lasse. Und es wurde behauptet, die typische Einstellung des Provinzlers erkenne den experimentellen Literaten nur dann an, wenn er sich im Mundartmetier ausgewiesen habe. Resümiert wurde, die Grenzen der Sprache des Provinzlers seien auch die Grenzen seiner Welt. – Als ob Mundart qualifizierbar sei als typisches Medium des Provinziellen! Auch wenn nicht zu leugnen ist, daß sich in Mundart nicht alles denken und sagen läßt, muß zugestanden werden, daß dasselbe auch für die Umgangssprache und für die Schriftsprache gilt. So wie die Schriftsprache der Mundart manches voraus hat, hat auch die Mundart der Schriftsprache durch ihre eigengesetzliche und eigensprachliche Wirklichkeit einiges voraus. Daß eine regional wirksame Mundart nur von einem kleineren Kreis von Menschen gesprochen wird als die Schriftsprache, ändert nichts daran, daß Mundart sprachliches Medium ist. Entscheidend ist, ob und daß etwas in Mundart sagbar ist. Das aber ist angesichts der sprachlichen Qualitäten der Mundart, angesichts der Vielzahl der mundartspredenden Menschen und angesichts der sozialen Wirklichkeit dieser Menschen nicht wenig. An diesen Fakten ändert sich auch nichts, wenn gegen Mundart und Mundartdichtung abwertend polemisiert wird.

Hier ergibt sich auf fatale Weise eine recht eigenartige Beobachtung. Der die Mundart als provinziell und nicht-literaturfähig Ablehnende trifft sich mit seiner Argumentation mit dem typischen Provinzler, der von dem in Mundart Schreibenden fordert, er müsse sich mit seiner Mundart thematisch im engen räumlichen Bereich aufhalten, in dem die Mundart gesprochen wird, und dürfe Fragen, die außerhalb dieses Bereiches liegen, nicht aufgreifen. Beide übersehen, jeder aus anderen Gründen, daß die Mundart eine lebendige Sprache ist, die keine anderen Grenzen hat als die ihrer Eigengesetzlichkeit. Hier scheitert die Reflexion über die Möglichkeiten der Mundartdichtung einerseits an Voreingenommenheit, andererseits an Traditionalismus. Denn vom einen wird die Mundart mit Provinz und Provinzialismus gleichgesetzt, vom anderen wird sie als mediales Monopol eines engen räumlichen Bereichs mißbraucht. Beide tun der Sprache «Mundart» unrecht. Schließlich ist, wer Mundart spricht, nicht unbedingt provinziell, und wer Schriftsprache spricht, nicht unbedingt unprovinziell. Die Gleichsetzung von Mundart mit Provinz und provinziellem Verhalten und die Folgerung, die Grenze der Sprache des Provinzlers, nämlich die Grenze seiner Mundart, sei auch die Grenze seiner Welt, ist im Ansatz unrichtig und in ihrer Simplifizierung ohne Logik.

Die Situation der Mundartdichtung und des in Mundart Schreibenden ist unter solchen Vorzeichen vertrackt. Mit seiner Sprache sieht sich der Schreibende einer Antihaltung ausgesetzt, die ihn als provinziell abqualifiziert, auch wenn er sich thematisch Ungelöstem zuwendet, wenn er gegenwarts- und zukunftsorientiert Fragwürdigkeiten des Lebens aufzeigt, entgegen fest eingerastetem Traditionalismus das Bewußtsein um das Nichtselbstverständliche fördert und das Angepaßte und Etablierte in Frage stellt, kurzum: auch wenn er sich, nicht selten aus Ungenügen an der Provinz, entgegen dem, was ihm infolge mangelnder Reflexion unterstellt wird, sprachlich, thematisch und formal alles andere als provinziell verhält.

Traditionell kleinkariertes Denken nimmt, weil es ihm nicht in den Kram paßt, nicht zur Kenntnis, daß Mundart in erster Linie Sprache und damit Medium ist, zu sagen, was zu sagen ist. Die spekulative und unreflektierte Gleichsetzung von Mundart mit gesellschaftlichem Verhalten und damit die Fortführung gewohnter Denkklišees führt nicht zu der an sich notwendigen Analyse des Problems.

Die Aufgaben und Möglichkeiten der Mundartdichtung und zugleich auch ihre Probleme sind damit im wesentlichen aufgezeigt. Sie hat es nicht nur mit der Sprache Mundart zu tun, was ihre primäre Aufgabe ist, sondern sie hat sich weiterhin auch mit jenen Voreingenommenheiten auseinanderzusetzen, die ihr aus einander entgegengesetzten Richtungen begegnen. Um so schwieriger, aber auch um so interessanter ist die Arbeit des zeitgenössischen Mundartautors. Hinzu kommt, daß er wenig Möglichkeiten hat, Positionen aufzusuchen, an die er im Sinn einer literarischen Entwicklung anknüpfen könnte. Er ist sich in gewisser Weise selbst sein eigener Vorgänger.

Er findet keine stilistisch gleichorientierte Phalanx von Mundartautoren vor, in die er sich einordnen könnte. Er ist für sich zu stilistischer, thematischer und sprachlicher Originalität aufgefordert. Und er sieht sich einer gesellschaftlichen und sozialen Wirklichkeit gegenüber, aus deren Lebensbereich heraus und mit deren Sprache er in sie hineinwirken kann, wenn er bereit ist, nach anerkannten literarischen Kriterien zu verfahren. Das ist seine Chance. Das setzt aber auch die Distanzierung von den spätromantischen Rezepturen für Mundartpoesie voraus und erfordert die Reflexion über die Aufgaben und Möglichkeiten einer zeitgenössischen Mundartdichtung.

Bodenständigkeit und Gewachsenheit der Mundart, Naturhaftigkeit und Ursprünglichkeit können für den zeitgenössischen Mundartautor nicht

Gleichwertigkeitssymbole für das Heimatliche und Idyllische mehr sein. Das Heimatliche, das romantizierend für das Gute und Schöne, für das Bodenständige und Erdhafte stand, ist keine Idylle mehr, sofern es überhaupt jemals eine Idylle gewesen sein sollte. Es ist den Fragwürdigkeiten des Lebens ausgesetzt, es steht im ständigen Für und Wider des Alltags, es ist Ruhepunkt und Auseinandersetzung und es ist vor allem auch das Mißvergnügen an jener Behaglichkeit, die gern die Beine unter den Tisch streckt und die Welt Welt sein läßt. Das Heimatliche, so verstanden, findet in der Mundart eine sprachlich realistische Entsprechung.

Die Unverfälschtheit der Mundart, von Spätromantikern als Garantie für die Übereinstimmung mit der Seele des Volkes deklariert, gerät zur Falschheit und Unglaubwürdigkeit, wenn sie soziale Not in freundliche Idylle verkehrt und nicht als das, was sie ist, als soziale Not kennzeichnet. Die «fröhliche Armut», oft genug als Genrebildchen des einfachen Lebens dargestellt und beschrieben, verbirgt hinter der freundlichen Fassade fast stets die unausgesprochenen Nöte sozial deklassierter Menschen.

Dasselbe gilt für die Ernsthaftigkeit des Umgangs mit Mundart. Beschönigungen, die den mundartlichen Sprachschatz dezimieren, können schwerlich die Forderung nach Ernsthaftigkeit erfüllen. Wo von Mundartsprechern einer bestimmten sozialen Schicht in eindeutiger Weise grob und platt gesprochen wird, hilft das Verschönen auch literarisch nicht zu einer Aufwertung, abgesehen davon, daß «grobe» Mundartausdrücke oft nur dem Milieuentfernten als grob erscheinen. Die Distanzierung spätromantischer Mundartdichter von realistischer Sprech- und Ausdrucksweise in der Mundart kann für den zeitgenössischen Mundartautor kein Maßstab für seine Arbeit sein, wenn er sich nicht den Vorwurf der Verfälschung oder zumindest den der Beschönigung der Sprache zuziehen will. Der Wille der Spätromantiker, grobe und platte Ausdrucksweisen zu vermeiden, war nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß eine Reihe von ihnen, geübt im Witz- und Anekdotchenerzählen, um des lauten Beifalls willen nicht auf Drastik und Eindeutigkeit verzichtet hatte und daß ihnen die Vordergründigkeit dieses Spiels mit der Mundart mit der Zeit nicht mehr ernsthaft genug schien. Die folgende ideologische Fixierung der Mundart und ihre Erhöhung über das vermeintlich Banale und Grobe führte zur Entfernung von der Wirklichkeit der Sprache.

Und was will schließlich für den zeitgenössischen Autor noch die Forderung nach lokaler Genauigkeit der Mundart? So apodiktisch formuliert, scheint diese Forderung zunächst einleuchtend zu sein. Sie

wird aber meist in Verbindung mit der Forderung erhoben, Mundartdichtung müsse sich stofflich eng lokalisieren. Solche Maximen mögen zu einer Zeit ihre Berechtigung gehabt haben, als die Mundart noch wenig Veränderungen unterworfen war. Abgesehen davon, daß ein Mundartautor in der Regel in jener Mundart schreibt, mit der er aufgewachsen ist, kann über die Tatsache nicht hinweggesehen werden, daß die Mundart gerade in den letzten Jahrzehnten gravierenden Veränderungen unterworfen war und daß sich diese Veränderungen weiterhin vollziehen werden. Angesichts der mehr und mehr sich herausbildenden Regionalmundarten, in denen die Ortsmundarten mit ihren typischen Eigenheiten immer mehr aufgehen, kann die Forderung nach genauer Lokalisierbarkeit auf die Dauer kaum aufrechterhalten werden. Viel mehr kommt es auf die Erneuerungskraft der Mundart an, die aus dem vorhandenen Wortschatz und aus den neuen und veränderten Lebenswirklichkeiten schöpft. Die exakte Differenzierung, ob die Mundart in dem einen oder in einem nur ein paar Kilometer entfernt liegenden Dorf gesprochen wird, hat unter diesem Gesichtspunkt nur eine für den Eingeweihten kulinarische Bedeutung. Für die zeitgenössische und für die künftige Mundartdichtung kann die Forderung nach örtlicher Richtigkeit der Mundart wohl kaum mehr das an erster Stelle zu erhebende literarische Kriterium sein.

Damit hängt auch zusammen, daß das bewahrende und erhaltende Moment, das seither weitverbreitet als Motivation und Aufgabe der Mundartdichtung angesehen wurde, nicht mit Konsequenz weiterhin gefordert werden kann. Die Veränderung der Lebenssituation dokumentiert sich in den Äußerungen der Mundart. Was aus der Wirklichkeit dieses Lebens verlorengelassen wird, was Veränderungen unterworfen ist und was durch Neues ersetzt wird, kann nachhaltig durch die Mundart nicht konserviert werden, es sei denn, die Mundart würde als Museum von Wörtern angesehen und aus der Aktualität der Gegenwart und der Zukunft herausgebrochen. Die Sehnsucht nach Vergangenen und das Heimweh nach der Jugendzeit, für sich legitime Lebensäußerungen, verstellen zu leicht den Blick für die Wirklichkeit. Mundartdichtung, die sich in solchen sentimentalischen Bereichen erschöpft, läßt die Zeitgenossenschaft mit verbundenen Augen vorüberziehen. Erinnerung kann nicht nur nachtrauernd zurückgewandt sein auf das Gestrige und Vorgestrige; sie muß mit kritischer Bereitschaft vor allem auch der Gegenwart gelten. Ihre Sache ist es, welcher Mittel sie sich dabei bedient, und hier kann Erinnerung Wesentlicheres bewirken als wenn ihr

nur eine sentimentalische Funktion zugestanden wird.

Die traditionell rückwärts gewandte Grundhaltung des überwiegenden Teils der Mundartdichtung kann nur durch die Abkehr von den zeitabgewandten Verklammerungen mit der spätromantischen Auffassung von Volkspoese und Volksdichtung überwunden werden. Eine Reihe erfolgreicher Ansätze dazu ist gerade in den letzten Jahren zu verzeichnen, ohne daß jedoch gesagt werden könnte, die zeitgenössische Mundartdichtung habe den Anschluß an die schriftsprachliche literarische Entwicklung schon voll hergestellt. Modische Tendenzen der Gegenwart, die eine zunehmende Aufgeschlossenheit gegenüber der Mundartdichtung vermuten lassen, werden an ihrer Nachhaltigkeit zu erproben sein. Dabei muß es sich erweisen, ob der Anschein des Kulinarischen und das Interesse für das in gewisser Weise Exotische der Mundart zurückgedrängt werden kann zugunsten einer an sich notwendigen und auf Dauer angelegten Beschäftigung mit der Mundart und ihren literarischen Möglichkeiten.

Hier stellt sich die Frage nach den stilistischen Frei-

heiten und Formen der Mundartdichtung. Wer ihre literarischen Bedingungen unter den Gesichtspunkten des Herkommens und des bisherigen Brauchs sieht, wird ihr die Chancen zu schöpferischer Entfaltung beschneiden. Maßstäbe der Konventionalität hemmen die Kreativität. Wäre denn ernsthaft zu fragen, was gegen die Erprobung surrealistischer oder naturalistischer Stilelemente einzuwenden ist? Oder was wäre zu sagen gegen eine impressionistische oder expressionistische Stilrichtung in der Mundartdichtung? Ohne Zweifel bietet der Realismus für die Mundartdichtung der Gegenwart eine unübersehbare Chance. Die soziale und gesellschaftliche Situation vieler Menschen, deren primäres Ausdrucksmittel die Mundart ist, läßt sich gerade durch die Mundartdichtung zu voller literarischer Identität von Sprache und Wirklichkeit bringen.

In der Überwindung der Voreingenommenheiten gegenüber der Mundart liegen die Probleme und im Suchen, Auffinden und Erfassen der Identität von Mundart und Lebenswirklichkeit die Aufgaben und Möglichkeiten einer zeitgenössischen Mundartdichtung.

Schramberger Bildergeschirr

Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts waren in unserem Lande neben Geschirr aus Holz und Zinn vor allem Teller, Tassen, Kannen und Schüsseln aus glasierter gebrannter Töpferware, auch Hafnerware oder Irdenware genannt, allgemein in Gebrauch. Das von Ostasienfahrern aus China nach Holland und von dort nach Deutschland gebrachte Porzellangeschirr – und die in den fürstlichen Manufakturen Deutschlands hergestellten barocken Fayence-service mit teurer Zinnglasur und reicher Bemalung – konnten sich nur Fürsten, Adlige und reiche Kaufleute leisten. Aber auch das deutsche Porzellan, von FRIEDRICH BÖTTGER 1709 erfunden und bald darauf in zahlreichen Manufakturen hergestellt, hielt an aufwendig geschmückten, verzierten und bemalten Ausführungen fest, weshalb auch dieses Geschirr lange Zeit den sehr vermögenden Kreisen vorbehalten blieb. Etwa ab dem Jahr 1780 erschien in den deutschen Ländern eine neue Art Tafelgeschirr von einfacher, zweckmäßiger, schöner Form, versehen mit zurückhaltendem, sehr exakt ausgeführtem reliefartigem Dekor auf der «Fahne» des Tellers (Tellerrandfläche). Es kam aus England. Es war trotz seiner Schönheit und Härte so wesentlich billiger als das Porzellan- und Fayencegeschirr, daß es bald

Max Preger

auch dem weniger begüterten Bürger erreichbar war – sei es zum täglichen Gebrauch, sei es als Schmuck des Heims.

Im größten Töpfergebiet Englands, in den «potteries» in der Grafschaft Staffordshire, wo seit langer Zeit Hafnerware und ab etwa 1730 «fine white salt-glazed stone ware» (Steinzeuggeschirr) hergestellt wurde, hatten erfinderische Unternehmer versucht, aus heimischem Rohmaterial eine feinere und schönere «stone ware» zu entwickeln. Am erfolgreichsten war JOSIAH WEDGWOOD (1730–1795). Er fand eine Zusammensetzung des Rohmaterials und eine Fabrikationsmethode, welche – verbunden mit einer dem Stilwandel vom Rokoko zum Klassizismus entsprechenden klaren und schönen Reliefdekorierung oder Bemalung – es ermöglichte, aus dem heimischen Ton und etwas Kaolin ein höchsten Ansprüchen genügendes Tafelgeschirr herzustellen. Wegen des elfenbeinweißen bis gelblichen Farbtons wurde dasselbe bald «cream ware» genannt. Dieses Geschirr war so angelegt, daß es mit Hilfe mechanisierter Verfahren und mit relativ niedrigen Brenntemperaturen produziert werden konnte. Bald stellten auch andere Töpferbetriebe der «potteries» entsprechendes Geschirr her. Es fand begeisterte Auf-

nahme in England und auf dem Kontinent. Zum Brennen wurde in der Nähe befindliche Steinkohle verwendet. Der erste Brand (Biscuitbrand) erfolgte bei 1100 bis 1200° C. Dann folgte die eventuelle Bemalung mit hitzebeständigen Mineralfarben. Die darüber bei etwa 900° C eingebrannte durchsichtige, farblose Glasur machte den Scherben dicht und ließ die Malerei wirkungsvoll hervortreten. Der Bleigehalt der Glasur machte die niedere Glattbrandtemperatur möglich und bewirkt den hervorragenden Glanz durch starke Lichtbrechung.

Inzwischen hatte der Zeichner und Kupferstecher ROBERT HANCOCK eine neue Methode des Dekorierens erfunden: das «transfer printing». Beim «transfer printing», deutsch «Umdruck», wird das Bild oder die Zeichnung, mit welcher das Stück geschmückt werden soll, zunächst in eine Kupferplatte gestochen. Diese wird dann mit der einzubrennenden keramischen Mineralfarbe ähnlich wie bei der Anfertigung eines Kupferstichs eingefärbt und das Bild auf ein dünnes mit Seife präpariertes Papier gedruckt. Sodann wird das Papier mit noch feuchter Farbe auf den zum ersten Mal gebrannten Scherben aufgelegt und intensiv angedrückt. Der poröse, trockene Scherben übernimmt begierig die Farbe, und das Bild oder Dekor befindet sich auf dem Scherben, welcher nun glasiert und zum zweiten Mal gebrannt wird (Glattbrand). Das «Umdruck»-Verfahren verbilligte die Herstellung des mit farbigen Bildern und Dekors geschmückten Geschirrs ganz wesentlich, ließen sich doch von einer Platte Hunderte von Abzügen machen.

Auf dem Kontinent, zunächst vor allem in Frankreich, suchte man diese «stone ware», in Frankreich «faïence fine» genannt, ebenfalls herzustellen. Besonders NAPOLEONS Kontinentalsperre (1806–1812), welche den Warenaustausch des Kontinents mit England verhinderte, regte zahlreiche Feinkeramiker Frankreichs zur Herstellung von «faïence fine» an. Die Firmen Creil, Clark Shaw & Cie., Montreuil, Choisy-le-Roy, Sceaux und Gien waren besonders erfolgreich und exportierten bald auch in die deutschen Staaten.

Im Gebiet des heutigen Landes Baden-Württemberg stellte die Porzellanmanufaktur Ludwigsburg diese – in Deutschland «Steingut» genannte – Geschirrrart nach 1776 versuchsweise kurze Zeit her. Der Hafner und Ratsherr JOSEF ANTON BURGER in Zell am Harmersbach (Schwarzwald) befaßte sich ab 1790 mit der Herstellung von Steingut, basierend auf dem dort anzutreffenden geeigneten Ton, welcher schon seit langer Zeit für die Herstellung von Hafnerware verwendet wurde. Zusammen mit dem Handelsmann JAKOB FERDINAND LENZ aus Lahr gründete er

1794 die «Steingutfabrik J. F. LENZ UND BURGER» in Zell. Nicht weit von Zell entfernt gründete GEORG FRIEDRICH HORN 1817 eine Steingutfabrik in Hornberg im Gutachtal. Nur wenige Stunden Wegs östlich von Zell und Hornberg, aber auf württembergischem Boden, gründete ISIDOR FAIST 1819 eine Steingutfabrik in Schramberg.

ISIDOR FAIST stammte aus einer Bauernfamilie in Nordrach unweit von Zell am Harmersbach, wo sein Vater ULRICH FAIST einen ansehnlichen Bauernhof besaß. Dort wurde ISIDOR FAIST 1795 geboren, er war einer von acht Söhnen.

Da ein großer Teil der Bevölkerung von Zell und Umgegend den Verdienst und Lebensunterhalt im Hafnergewerbe und seit einigen Jahren in der Steingutfabrik in Zell fand, ist es nicht überraschend, daß der junge ISIDOR FAIST – vielleicht aber auch aus einer gewissen Neigung heraus – sich diesem Gewerbe zuwandte. Nach dem Besuch der Volksschule wurde er in der Steingutfabrik J. F. Lenz und Burger in Zell in die Lehre gegeben. Er fiel bald auf durch sein Interesse, durch seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß; er wurde zu «*einem der ersten Arbeiter*» wie berichtet wird, d. h. seine überdurchschnittlichen Eigenschaften wurden von den Betriebsinhabern gesehen und anerkannt. ISIDOR FAIST ergriff jede Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern. Aufgrund seiner Fähigkeiten in seinem Beruf fand er 1817 eine gute gehobene Stellung in der Steingutfabrik von GEORG FRIEDRICH HORN in Hornberg, welche begonnen hatte, aus einem in der Nähe befindlichen Vorkommen von kaolinhaltiger Weißerde gutes Steingutgeschirr zu machen.

Doch ISIDOR FAIST war damit nicht zufrieden. Da er gut bezahlt war, konnte er sich etwas Vermögen ersparen, um seinem Ziel, selbständiger Unternehmer zu werden, näher zu kommen. Im nicht weit entfernten württembergischen Schramberg bot sich ihm 1819 die Gelegenheit dazu. Die in Schramberg ansässigen, aber schon viele Jahre in Wien lebenden Grafen VON BISSINGEN hatten die Absicht, ihr Schloß in Schramberg, da es unbewohnt war, an Industrielle zu verpachten. Außerdem hatte ISIDOR FAIST während seiner Tätigkeit in Hornberg in der Nähe von Schramberg ein Vorkommen von für Steingutfabrikation gut geeignetem Ton gefunden. ISIDOR FAIST pachtete den unteren, größeren Teil des Schlosses; in den oberen Teil zog eine Zichorienfabrik ein. Die Stadtverwaltung und die Einwohner Schrambergs waren darüber hoch erfreut, zeigte sich doch durch die Ansiedlung dieser ersten Industrien die Möglichkeit, der verarmten und zum Teil arbeitslosen Bevölkerung zu Brot und Verdienst zu



Isidor Faist (Foto: Stadtarchiv Schramberg).

verhelfen. In der Nähe, in Hilsenbühl, war geeigneter kaolinhaltiger Ton vorhanden, fetter Ton konnte aus den Lettenlagern auf der Höhe zwischen Schiltachtal und Neckartal herbeigeführt werden, Quarz (Kiesel), Feldspat und Mahlsteine konnte das anstehende Urgestein liefern. Für die Beheizung von Brennöfen war Holz zu mäßigem Preis aus den Wäldern rund um Schramberg genügend zu erhalten. Für den Antrieb von Mahlwerken zur Aufbereitung der Rohmaterialien konnte die vorbeifließende Schiltach genügend Energie liefern. Es waren also alle technischen Voraussetzungen für das Gelingen des Unternehmens vorhanden.

ISIDOR FAISTS kleines Vermögen war jedoch für die Finanzierung nicht ausreichend, aber mit der Unterstützung von drei Brüdern konnte er sein Vorhaben beginnen. Der Rechts-Candidat und spätere Oberamtsaktuar PHILIPP JOHANN ISENBIEHL in der Oberamtsstadt Oberndorf, welcher eine reiche Witwe

geheiratet hatte und so vermögend geworden war, interessierte sich für das Unternehmen. ISIDOR FAIST nahm die von ISENBIEHL angebotene juristische Beratung und Zusage finanzieller Hilfe an, welche für ISENBIEHL die Aussicht einschloß, Teilhaber zu werden. ISENBIEHL verfaßte die Gesuche an die für die Genehmigung der Steingutfabrik zuständigen Behörden, wobei er allerdings – wohl von starkem Geltungsbedürfnis getrieben – den Anschein zu erwecken versuchte, daß er Unternehmer und Fabrikhaber sei, während ISIDOR FAIST und dessen Brüder nur nebenbei erwähnt wurden. ISENBIEHL versprach in seinen Gesuchen, nach kurzer Anlaufzeit ein Steingutgeschirr herzustellen, *das dem englischen Geschirr vielleicht in nichts nachgeben werde*. Er erreichte zwar die Genehmigung zum Betrieb der Steingutfabrik, aber seine Wünsche nach einem Fabrikationsprivileg, nach Erhöhung des Einfuhrzolls auf Steingut (Schutzzoll) u. a. blieben unerfüllt. ISIDOR FAIST konnte die Fabrikation nur in kleinem Rahmen und nur mit zum Teil unzulänglichen Einrichtungen und mit einem kleinen behelfsmäßigen Brennofen beginnen. Das erzeugte Geschirr hatte deshalb zunächst noch nicht die erforderliche Qualität. In dieser Zeit waren etwa 40 Personen beschäftigt. Das Ministerium des Innern, lebhaft am Gelingen des Unternehmens interessiert, bemühte DR. GMELIN, Professor der Chemie an der Universität Tübingen, die Fabrik zu besichtigen, auf Mängel zu untersuchen und zu beraten. In seinem Bericht vom 9. November 1820 hatte DR. GMELIN am Rohmaterial nichts zu beanstanden; das Mischungsverhältnis der Rohmaterialien und deren Aufbereitung, den Brennofen und dessen Betriebsweise erwähnte er als verbesserungsbedürftig und gab entsprechende Ratschläge. Diese Mängel waren wohl die Folge der knappen finanziellen Mittel. Bemerkenswert ist, daß DR. GMELIN am Schluß seines Berichtes schrieb: *Auf alle diese Umstände habe ich die Inhaber der Fabrik aufmerksam gemacht, von denen übrigens nur einer namens Faist, der, wie ich hörte, sich mit Isenbiehl associert hat, und dessen Solidität ich auch rühmen hörte, Kenntnisse besitzt. Faist ist ein sehr geschickter Hafner und scheint sich alle Mühe zu geben, die Ware so vollkommen als möglich zu machen. Mir scheint diese Fabrik aller Aufmerksamkeit wert zu sein, da sie gewiß eine ganz vortreffliche Fayence (Steingut) wird liefern können, welche sich einigermaßen dem Wedgwood nähern kann.*

Leider erfüllten ISENBIEHL und sein Schwager, der Handelsmann STOLZ aus Gengenbach, die Zusage der Mitfinanzierung des Unternehmens nicht, und ISENBIEHL gelang es auch nicht, staatliche Mittel zu erlangen. Daraus entstanden 1821 Streitigkeiten, welche schließlich mit FAISTS Trennung von ISENBIEHL



Reliefdekor.



Tübingen.

BIEHL und STOLZ endeten. ISIDOR FAIST wandte sich nun selbst in einem Gesuch um Unterstützung direkt an KÖNIG WILHELM – und erhielt ein zinsloses Darlehen von 4000 Gulden aus der königlichen Kasse, wovon 2000 Gulden durch Warenlieferungen abgegolten werden konnten. Damit waren die Gebrüder Faist in der Lage, den Betrieb weiterzuführen. Bis dahin waren 18000 Gulden investiert worden.

Der damals für das Bekanntmachen und für den Verkauf solcher Waren wichtige Hausierhandel wurde im Auftrag des Königs, der sich für das Unternehmen sehr interessierte, nach einigem Zögern genehmigt – allerdings unter der Auflage, *das in der Fabrik Fabrizierte mit einem in die Augen fallenden Fabrikzeichen zu versehen, damit die Hausierer-Patente nicht zum Handel mit anderem Steingut mißbraucht werden können . . . Die Inhaber der Steingutfabrik sind anzuweisen, einen Abdruck ihres Fabrikzeichens anher einzuschicken.* Mit Erlaubnis des Königs wurde dann 1822 das Fabrikzeichen «SCHRAMBERG» genehmigt. Diese Fabrikmarke wurde seitdem in die noch weiche Masse eingepreßt und erschien am fertigen Stück unter der Glasur. Unter dieser Fabrikmarke ist das Schramberger Steingut in den folgenden Jahrzehnten weltbekannt geworden.

Die GRÄFLICH BISSINGENSche Güterverwaltung kündigte das Pachtverhältnis Ende des Jahres 1822. ISIDOR FAIST wollte nun seinen Betrieb in für seine Zwecke zu bauende eigene Gebäude verlegen – was allerdings nur mit großem Aufwand möglich sein

konnte. Da es ihm an Geld fehlte, kam er wieder in eine unangenehme Zwangslage. Es kam ihm aber das Vertrauen und sein guter Ruf zugute, den er allerwärts gewonnen hatte. Er fand in FREIHERR FERDINAND VON UECHTRITZ in Hausach (Kinzigtal), dem Pächter des Eisenwerks, einen begüterten Interessenten, welcher mehr aus Liebhaberei an der Keramik als aus Interesse am Profit sein Teilhaber wurde. Die «Steingutfabrik Uechtritz und Faist» benannte Firma war in der Lage, am Platz der «Alten Säge» und weiter schiltachabwärts Gelände zu erwerben und dort Fabrikbauten zu erstellen. Es entwickelte sich eine vertrauensvolle und fruchtbare Zusammenarbeit. FREIHERR VON UECHTRITZ überließ bald die technische Leitung ISIDOR FAIST und bekannte später, daß ausschließlich diesem das Verdienst der technischen Vervollkommnung des Betriebes gebühre.

Anlässlich der von der Regierung veranlaßten allgemeinen Suche nach Bodenschätzen vermutete das Bergamt in der Nähe des Schramberger Hammerwerks Steinkohle unter dem dort zutage tretenden schwarzgrauen Kohlenschiefer. Ein auf Veranlassung der Regierung 1831 etwa 30 Meter tief und dann etwa 120 Meter horizontal gegrabener Stollen erbrachte zwar nicht die erhoffte Steinkohle; er erschloß aber ein großes Lager Schiefer-ton, welcher sich als gut geeignet für die Steingutherstellung erwies. Dieses Tonvorkommen in der Nähe der Fabrik war ISIDOR FAIST sehr willkommen. Es wurde von der Steingutfabrik bis 1895 genutzt.

Unter diesen glücklichen Verhältnissen entwickelte



Reutlingen.



Ulm von Südost.

sich die Steingutfabrik rasch, die Qualität des Geschirrs, seine Festigkeit und Härte, seine Formschönheit und die Schönheit und Güte der Glasur erreichten bald die Qualitäten des französischen und des von anderen, schon längere Zeit produzierenden deutschen Fabriken hergestellten Steinguts. Bald konnte FAIST Kupferstecher und Kupferdrucker einstellen zur Ausführung des Umdrucks zur Dekoration des Geschirrs. Anstelle der anfangs noch mit reliefartig verziertem Rand versehenen unbemalten elfenbeinfarbenen Teller und bemalter Teller traten bald die im Umdruckverfahren mit Vedutenbildern von Städten und Burgen versehenen Teller mit gelblicher Glasur, im Farbton Wedgwood kopierend, deren Tellerrandfläche noch schmucklos blieb. Es folgten die vielen verschiedenen reich geschmückten Teller, Tassen und Kannen mit in Schwarz oder in Farbe gehaltenen Bildern auf weißem Grund, welche Burgen und Städte oder Phantasielandschaften zeigten, mit Darstellungen aus dem täglichen Leben der Biedermeierzeit und Genrebildern, die oft eines liebenswerten Humors nicht entbehren; außerdem findet man Jagdszenen und Porträts damals interessanter Personen. Die in einfacher zylindrischer Form gehaltenen Kaffee- und Milchkannen ermöglichten eine bemerkenswert fehlerlose großflächige Bebilderung im Umdruckverfahren. Später waren Kannen mit geschweiftem achteckigem Körper häufig; sie zeigten Bebilderung in Schwarz oder Violett. Die Teller- und Tassenränder waren oft mit Blatt- und Blumenmotiven reich geschmückt, wobei Malven, Winden, Georginen

und Rosen besonders beliebt waren. Die Bilder auf dem Spiegel (Mitte des Tellers) waren häufig in Schwarz und das Randdekor in Unterglasurfarben Blau (Kobaltoxyd), Grün (Chromoxyd, Kupferoxyd), Rot (Bolus und Mennige, Eisenoxyd), Schwarz (Braunstein und Kobalt und Eisen), Violett (Braunstein) gehalten; sie traten unter der durchsichtigen, farblosen und glänzenden Glasur intensiv leuchtend hervor – eine besonders schöne Eigenschaft des Steingutgeschirrs! Außerdem wurden auch Aufglasurfarben zusätzlich von Hand aufgemalt und in einem schwächeren dritten Brand eingebrannt.

Die Formen der Geschirre hielten sich meistens an die in Auswirkung des Biedermeier üblich gewordenen Formen. Die Fabrik entwickelte aber auch in einigen Services einen gewissen eigenen Stil; so waren z. B. die in der Form noch dem Empire verhafteten kleinen zylindrischen Tee- und Schokoladetäßchen, gewisse Reihen von Schmucktellern mit Bildern in Schwarz auf dem Spiegel (Mitte) des Tellers und mit Medaillonband in leuchtenden Unterglasurfarben auf der Fahne des Tellers in durchaus eigenständiger Weise geschmückt. Auch zwölfeckige Kaffeetassen mit Arabeskenschmuck in Farbe können hierzu gezählt werden. Ohne Übertreibung kann gesagt werden, daß das Schramberger Steingutgeschirr zu den besten deutschen Steinguterzeugnissen gehört. Allerdings hat das deutsche und das französische Steingut die Festigkeit und Härte des englischen Wedgwood-Steinguts nie ganz erreicht.



Kloster Schöntal.



Biedermeierszene.

Im Jahr 1845 bestand das Personal der Fabrik aus 1 Geschäftsführer, 3 kaufmännischen Angestellten, 5 Kupferstechern und 3 Kupferdruckern, 54 Masseverarbeitern, 5 Magazinarbeitern, 34 Arbeiterinnen, 64 Tagelöhnern und 40 Lehrlingen, insgesamt 209 Personen. ISIDOR FAIST war mit $\frac{5}{8}$ am Unternehmen beteiligt, er war ein vermögender Mann geworden. Aus Dankbarkeit für die günstige Auswirkung der Tätigkeit FAISTS auf Bevölkerung und Gemeinde bat der Schramberger Gemeinderat 1845 aus Anlaß des 25jährigen Bestehens der Fabrik die Regierung des Schwarzwaldkreises *um eine Auszeichnung für den Gründer dieser Fabrik, Isidor Faist, wegen seiner Verdienste um die Förderung der vaterländischen Industrie und insbesondere um die Gemeinde Schramberg*. Daraufhin erhielt ISIDOR FAIST am 16. November 1845 die goldene Civil-Verdienst-Medaille *für seine Verdienste um die vaterländische Industrie*.

FAIST stellte seine Erzeugnisse auf der Weltausstellung London 1851 aus, wo seine Leistungen durch Verleihung der großen Medaille anerkannt wurden.

ISIDOR FAIST starb 1853 ohne Nachkommen. Sein Neffe GEORG FAIST führte das Unternehmen unter dem bisherigen Firmennamen umsichtig und tatkräftig weiter. Er übernahm einige Zeit später den Geschäftsanteil der Witwe FAISTS und OTTO TEUFEL, Besitzer von Tongruben bei Schramberg, wurde Teilhaber.

GEORG FAIST ergriff 1860 die Gelegenheit, die in Villingen von ANTON WEBER 1841 gegründete, aber notleidende Steingutfabrik zu erwerben. FAIST und

TEUFEL und ein bisheriger Teilhaber dieser Fabrik, JOSEF BURCKHARD aus Rottweil, übernahmen die Fabrik, welche nun unter der Firmenbezeichnung «Uechtriz, Faist und Burckhard» Steingutgeschirr nach Schramberger Art produzierte.

Die Konkurrenz des Porzellanengeschirrs wurde fühlbarer, da es den Porzellanfabrikanten nach und nach gelungen war, die Preise ihres Geschirrs zu senken. GEORG FAIST versuchte der aufkommenden Konkurrenz durch Verfeinerung des Steingutgeschirrs zu begegnen. Er entwickelte eine besondere Sorte dünnwandiger Tassen und Kannen mit feiner, rein weißer, porzellanähnlicher Oberfläche, welche mit sehr sorgfältig aufgedruckten Bildern oder mit Gold-Dekor geschmückt wurde. Dieses verfeinerte Steingutgeschirr wurde mit «OPAQUE – SCHRAMBERG» bezeichnet. Das Innenministerium genehmigte der Fabrik, dafür ein Fabrikzeichen mit dem württembergischen Wappen zu benutzen. In diese Zeit dürfte auch die Bebilderung des Steinguts mittels Abziehbildern, welche auf lithographischem Wege in Nürnberg hergestellt wurden, Eingang in die Fabrikation gefunden haben. GEORG FAIST hatte schon 1856 die Herstellung von Porzellanengeschirr begonnen, in Weiß, bemalt und mit Gold-Dekor. Aber diese Fabrikation erlangte keine Bedeutung.

Die von der Schramberger Steingutfabrik herausgebrachten Dekore und Bebilderungen fanden wegen ihrer Qualität viel Beachtung. Man findet z. B. auf Steingut der Schweizerischen Manufaktur in Schooren (Zürich) und anderwärts Schramberger Motive,



Entenjagd.



Geislingen.

welche wohl direkt oder durch ehemalige Schramberger Mitarbeiter dorthin gelangt sein mögen.

Die Steingutfabrik in Schramberg war gegenüber anderen Steingutfabriken durch die Lage Schrambergs abseits von bedeutenden Verkehrswegen von Anfang an benachteiligt – was sich aber, solange Holz zur Beheizung der Öfen in der Nähe preisgünstig zu erhalten war und der bei Schramberg gefundene Ton in seiner Qualität ausreichte, nicht allzu sehr negativ auswirkte. Die nun eingetretene Steigerung des Holzpreises erzwang den Übergang zur Beheizung der Brennöfen mit Steinkohle, welche von auswärts bezogen werden mußte; auch mehr Rohmaterialien mußten von auswärts bezogen werden. Die abseitige Lage Schrambergs abseits der Eisenbahn machte sich immer nachteiliger bemerkbar, denn die Transporte nach und von der im hochgelegenen Schwarzwaldtal befindlichen Fabrik mittels pferdebespannter Fuhrwerke über weite Strecken auf schlechten Straßen waren teuer, und Schäden durch Bruch von Fertigwaren waren häufig. Die an Eisenbahnlagen oder Wasserwegen, in der Nähe von Steinkohlengruben liegenden sächsischen und rheinischen Konkurrenten waren gewaltig im Vorteil. Um die ungünstigen Transportverhältnisse etwas auszugleichen, ließ GEORG FAIST die Steinkohle ab 1868 auf zwei fabrikeigenen Schiffen, «Schramberg» und «Solferino», von Saarbrücken bis Kehl transportieren. Das Umladen in Kehl und der Weitertransport auf der Straße verursachte aber noch immer große Kosten. Die Voraussetzung für ein

langfristiges Gedeihen der Fabrik war und blieb der Anschluß Schrambergs an das Eisenbahnnetz.

Inzwischen hatte GEORG FAIST zusätzlich die Fabrikation von feuerfesten Steinen, von Zimmeröfen (Kacheln), hohlen Ziegelsteinen und Drainageröhren aufgenommen. Ferner wurde die Herstellung von Isolatoren aus Porzellan begonnen, welche an deutsche und ausländische Telegraphenverwaltungen geliefert wurden.

GEORG FAIST suchte immer wieder nach Möglichkeiten, die Fabrikation zu verbessern und zu verbilligen. Er veranlaßte Änderungen an Maschinen und Verbesserungen der Masseaufbereitung, des Formens und Drehens, des Glasierens und Brennens. Er war in Süddeutschland wohl der erste Keramiker, der die Abwärme der Brennöfen für die Beheizung und Klimatisierung der Arbeitsräume nutzte. Nach seinen Ideen ließ er im Betrieb Rohre und Ventilatoren zur Verteilung der Warmluft installieren. Der Betrieb der Warmluftanlage war sowohl für die Produktion als auch für die Gesundheit der Arbeiter von Vorteil. Eine betriebliche Hilfskasse diente der finanziellen Unterstützung der Arbeiter und der gesundheitlichen Fürsorge.

Im Jahr 1872 wurden die nötigen Antriebskräfte von 15 Wasserrädern und 1 Turbine geliefert. Im gleichen Jahr kam noch eine Dampfmaschine dazu. Im Jahr 1872 wurden etwa 2500 Tonnen Rohmaterial verarbeitet und daraus etwa 2500 Tonnen Fertigware hergestellt und versandt ins württembergische Land, nach Baden, Bayern, in die Schweiz und nach



Arabeskendekor.



Phantasielandschaft (Opaque-Steingut).

Osterreich. Zur Beheizung der Brennöfen waren etwa 3800 Tonnen Steinkohle heranzuschaffen; es waren etwa 500 Arbeiter beschäftigt.

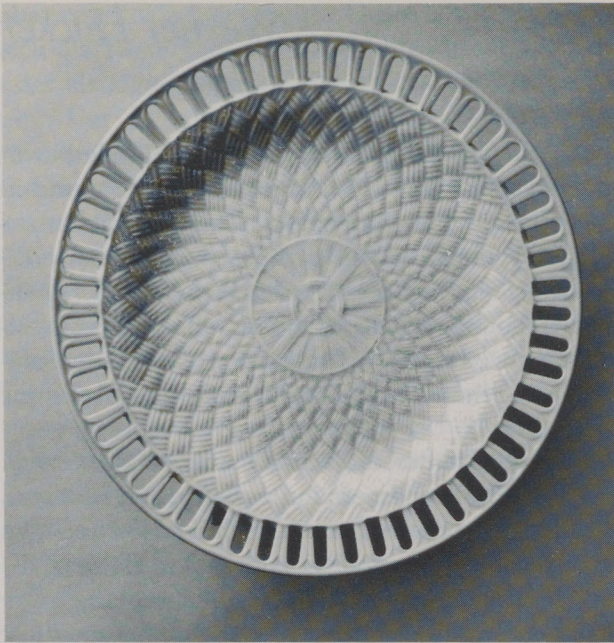
GEORG FAIST war Mitglied der Handels- und Gewerbekammer geworden. Auf der großen Schwäbischen Industrierausstellung in Ulm 1871 hatte die Fabrik ihre Erzeugnisse sehr wirkungsvoll ausgestellt. In einer Preisliste waren 426 Produkte verzeichnet vom Aderlaßbecken bis zur Zahnpulverdose. Ein Berichterstatter bemerkte, daß sich die Tätigkeit der Fabrik auf das *prosaisch Praktische* konzentrierte, *Kunstwerke* (also figürliche Stücke) dagegen in Schramberg nicht hergestellt würden.

Im Jahre 1875 wurde die Fabrikation von «Majolika» begonnen, d. h. die Fabrikation von Wandplatten, Fliesen, Gefäßen, Geschirr, Vasen u. a. bei welcher der biscuitgebrannte Scherben mit farbigen Glasuren bemalt und diese in einem zweiten Brand eingebrannt wurde. Dadurch konnte das Absatzgebiet erweitert werden. In den folgenden Jahren wurden Kunden in Frankreich, Spanien, England und in Nordamerika gewonnen, welche vor allem gute Abnehmer von mehrfarbiger Majolika waren.

Die Fabrik erbrachte allerdings in diesen Jahren nur geringen oder keinen Gewinn. Ein Gesuch an das Innenministerium um eine Subvention wurde abschlägig beschieden. Die in die Angelegenheit eingeschaltete Zentralstelle für Gewerbe und Handel versuchte durch Beratung zu helfen, indem sie den Kunstkenner und sachverständigen Kunstmaler KELLER-LENZINGER mit der Beurteilung der Fabrikation und Beratung beauftragte. Dieser schrieb in sei-

nem Bericht: *Die Schramberger Tonwarenfabrik ist in jeder Hinsicht vorzüglich montiert und liefert auch eine technisch und handwerksmäßig ganz ausgezeichnete Ware, sowohl auf dem Gebiet der Fayence-(Steingut-), der Porzellan- wie der sogenannten Majolika-Fabrikation, wobei nur hervorzuheben ist, daß die von der Fabrik verwendeten Muster und Vorbilder künstlerisch und stilistisch leider unseren heutigen Anforderungen entschieden nicht entsprechen und den Absatz resp. die Preise der Ware bedeutend beeinträchtigen.* Er machte der Zentralstelle den Vorschlag, zeitgemäße Entwürfe von Künstlern anfertigen zu lassen und diese der Fabrik günstigst zur Verfügung zu stellen. Der Zentralstelle gelang es 1881, dem Unternehmen für die Verbesserung und Erweiterung der Majolikafabrikation, für den Ankauf künstlerischer Entwürfe und für die künstlerische Weiterentwicklung in der Fabrik 7000 Mark aus dem gewerblichen Unterstützungsfonds zukommen zu lassen. Die Betriebseinrichtungen für Majolika wurden daraufhin erweitert und es wurden künstlerische Kräfte herangezogen sowie weitere Keramikmaler eingestellt. Es wird berichtet: *Majoliken in moderner sowie in Renaissance-Muster bemalt, mit elfenbeinartiger Glasur in persischem Stil dekoriert ließen eine fortschreitende Besserung im Exportgeschäft entstehen, wobei Lieferungen nach Nord- und Südamerika, Frankreich, England, Spanien und in die Donauländer hervorzuheben sind.*

Der gute Geschäftsgang im Jahre 1881 konnte jedoch nicht verhindern, daß 1882 das Konkursverfahren eröffnet wurde. Die Fabrik wurde versteigert. Die



Steingut «Schramberg».



Steingut «SMF» (Schramberger Majolika-Fabrik).

Herren VILLEROY und BOCH in Mettlach (Saar), damals schon die größten deutschen Steingutfabrikanten, erwarben 1883 die Fabrik für 355 000 Mark. VILLEROY setzte einen Neffen als kaufmännischen Direktor ein; GEORG FAIST erhielt die Stelle des technischen Direktors, allerdings ohne Prokura. Die Fabrik produzierte weiter Steingut, unter Anpassung an den Zeitgeschmack. So wurden z. B. die achteckigen Kaffeekannen auf der ganzen Fläche mit stilisierten Blumen- und Pflanzenmotiven in Kobaltblau geschmückt. 1884 waren etwa 400 Arbeiter beschäftigt. Als Fabrikmarke diente das Fabrikzeichen der neuen Besitzer: «Villeroy & Boch – Schramberg». 1892 erreichte die Eisenbahn endlich Schramberg durch eine Stichbahn von Schiltach her.

Die Nachfrage nach Steingutgeschirr ging in diesen und in den folgenden Jahren immer mehr zurück. Der Zeitgeschmack hatte sich geändert, die gedruckten Bilder und bisherigen Dekors wurden mehr und mehr als unmodern empfunden. Der Preis des Porzellans hatte sich dem Preis des Steinguts genähert. Der wachsende Wohlstand machte es nun auch dem Durchschnittsbürger möglich, das festere und härtere Porzellan Geschirr zu kaufen. Im Jahr 1911 legten «Villeroy & Boch» die Fabrik in Schramberg still und verkauften die Liegenschaften

an die Württembergische Staatsbahn, welche einen Teil zur Erweiterung des Bahnhofs verwendete. Die Gebrüder MORITZ und LEOPOLD MEYER übernahmen 1912 die verbliebenen Liegenschaften und Anlagen, in welchen sie die Produktion keramischer Erzeugnisse wieder aufnahmen unter der Firma «Schramberger Majolika-Fabrik Gebr. Meyer GmbH». Sie verwendeten die Marke «SMF» als Fabrikzeichen. Die Herstellung von Steingut bisheriger Art, geschmückt mit zeitgemäßen, dem Jugendstil entlehnten Motiven, meistens mit Hilfe von Schablonen bemalt, erlangte aber gegenüber der favorisierten Majolika (Majolika-Steingut) keine große Bedeutung mehr.

Das alte Steingut-Bildergeschirr hatte sich überlebt, war in die hintersten Winkel der Küchenschränke verschwunden und blieb rund hundert Jahre unbeachtet – bis man in heutiger Zeit seine Schönheit wieder neu entdeckte.

Literatur

Gustav E. Pazaurek: Steingut, Stuttgart 1921. – Hanna Kronberger-Frentzen: Altes Bildergeschirr, Tübingen 1964. – German Waller: Chronik der Stadt und ehemaligen Herrschaft Schramberg, Stuttgart 1872. – Jahresberichte der Handels- und Gewerbekammern in Württemberg, Stuttgart 1856–1897. – Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand 146 u. a.

Die zahlreichen Veröffentlichungen von WERNER HACKER über «Die Auswanderungen im 17. und 18. Jahrhundert in das Königreich Ungarn» sollen demnächst mit der Darstellung der Auswanderungen aus Oberschwaben ihren Abschluß finden.

Tatsächlich handelt es sich bei der Besiedlung von Ungarn und bei dem wirtschaftlichen und kulturellen Wiederaufbau des europäischen Südostens nach den Türkenkriegen um eine Großtat, an der ganz wesentlich Schwaben und Alemannen beteiligt gewesen sind. Als eine Friedenstat hohen Ranges ist die Kolonisation und der zivilisatorische und kulturelle Aufbau der menschenleeren, versumpften und verwüsteten ungarischen Gebiete des Banats und der Batschka, von Sathmar und Syrmien in die europäische Geschichte und in die Staatsgeschichte von Ungarn, Rumänien und Jugoslawien eingegangen.

Über die Besiedlung des Königreichs Ungarn sind in Südosteuropa zur Zeit kaum Quellen zu bearbeiten, sie sind wohl auch nur begrenzt vorhanden. Bundesbahndirektor a. D. WERNER HACKER hat aber – seit seiner Pensionierung 1963 – nicht weniger als 100 Archive in Südwestdeutschland untersucht. In seinen Karteien hielt er 28 000 Familiennamen fest, mit den genauen Angaben des Einzelfalles: Familienname, Familienstand, Kinderzahl, soziale Lage, Gründe der Auswanderung, Entlassung aus der Leibeigenschaft, Herkunftsorte, Herrschaftsverhältnisse, Vermögensverhältnisse usw. Mit diesen 28 000 Einzelschicksalen tauchen unerhört interessante und für die weitere Forschung wichtige Einzelheiten über die soziale, berufliche, wirtschaftliche, politische und rechtliche Situation auf.

In sieben Veröffentlichungen hat HACKER schon 16 213 Regesten veröffentlicht (oftmals für einen Namen bis zu 20 Druckzeilen); sie behandeln die Auswanderungen aus dem Hochstift Speyer, aus dem Südschwarzwald, vom oberen Neckar, aus Hohenzollern und vom Bodensee. Zum Abschluß seiner Arbeiten legt Hacker nun den Band Oberschwaben mit weiteren fast 12 000 Regesten vor. Wir veröffentlichen hier Auszüge aus der Einleitung zu diesem Werk über die Auswanderungen aus Oberschwaben, das Ende 1977 im Konrad Theiss Verlag erscheinen soll.

Auswanderungen Einzelner hat es immer gegeben; abgesehen von den Fällen, wo wandernde Handwerksgesellen im Ausland «einen Anstand», d. h. eine Gelegenheit zur Einheirat fanden und dort hängen blieben, wohl auch mal Geschwister nachziehen konnten, ergeben sie nichts Typisches und beruhen auf Einzelentschlüssen, die zu keiner Untersuchung Anlaß geben. Anders steht es bei den

massenhaften Emigrationen, die als Wanderbewegungen größere Bevölkerungsteile ergriffen und in die Ferne geschwemmt haben. Sie sind nicht das zufällige Ergebnis von Entschlüssen Einzelner, sondern die Folge mehrerer zusammenwirkender Ursachen allgemeiner und spezieller Art. Unter den allgemeinen emigrationsfördernden Umständen stehen wirtschaftliche, soziale und kriegsbedingte Nöte obenan.

Bauerngüter hatten oft nicht die notwendige Größe, um ihren Besitzer zu ernähren. Befremdet hört man die Klage eines Bauern im Zeil'schen, daß zu seinem Gütl keine Felder gehörten, obwohl es als zweieinhalb Roßbau eingestuft sei, also mit zweieinhalb Gesspannen Fron zu leisten habe. In Not gerieten fast alle Güter nach Witterungskatastrophen, weil durch die zollmäßige Abschließung der Landesherrschaften kein Ausgleich zwischen Gegenden mit schlechten und guten Ernten möglich war. «Kein Saatgut – keine Hilfe seitens der Herrschaft», vernimmt man. Schwierig war oft die Lage für diejenigen Geschwister, die von dem Hoferben – und das war stets nur ein Kind des Besitzers – wegen ihrer Erbanteile am elterlichen Vermögen auszuzahlen waren, und zwar dann, wenn nach witterungs- oder kriegsbedingt schlechten Ernten der Hofbesitzer die zur Auszahlung der Geschwister notwendigen Gelder nicht aufbringen konnte. Waren die Auszahlungstermine vertraglich oder testamentarisch festgelegt, so mußte häufig das Amt sie mit Rücksicht auf die Lage des Besitzers hinausschieben; dadurch mußte sogar manche beabsichtigte Auswanderung unterbleiben, weil der Besitzer nicht einmal das Reisegeld lockermachen konnte. Auch wo die Auszahlung der Kinder oder Geschwister nicht terminmäßig vorgesehen, sondern die Fälligkeit vom Amt zu bestimmen war, mußten meist ratenweise Zahlungen zugebilligt werden, die sich manchmal über viele Jahre hinreckten oder hinzögerten. Oder es mußte Vieh verkauft werden, um Geschwister auszuzahlen. Beisitzer und Hintersassen waren in schlechten Zeiten mehr betroffen als die Bauern. Sie hatten kein Großvieh, keine Felder, sondern nur Gärten, keinen Teil an der Allmende und sonstigen Nutzungsrechten der Bürger, entrichteten allerdings auch nicht deren nach dem Grundbesitz bemessene Abgaben und Kontributionen sowie Umlagen, sondern nur ein jährliches geringes Beisitzergeld und einige Frontage. Der Beisitz war nur auf Wohlverhalten und Widerruf für je ein Jahr gestattet worden, wurde

aber regelmäßig verlängert. Diese Leute ernährten sich als Tagwerker durch Mithilfe bei den Bauern oder als Handwerker. Geldlich brachte das wenig ein. Der Knechts- oder Magdlohn («Lidlohn») reichte niemals, sich anderwärts bürgerlich einkaufen zu können; in der eigenen Herrschaft Einheirat zu finden, war Glückssache.

Mancher Hintersasse konnte sich in Notzeiten über Winter nur durch Betteln erhalten. «Das Land ist mit Bettlern angefüllt», berichtet man in der Herrschaft Waldsee. Er bekam dann das «Bettelzeichen» verliehen; der Bettelbrief schützte ihn davor, hier oder in der Nachbarschaft wegen Landstreicherei aufgegriffen und unter Umständen dem Militär überstellt zu werden. Im Sommer bot der Hirtendienst einen Ausweg, wenn ihm die Gemeinde den «Hirtenstab» verlieh. Die meisten Herrschaften lehnten sowieso die Aufnahme neuer Beisitzer ab, weil sie mit solchen bereits überbesetzt seien.

Die damalige Dreifelderwirtschaft, die ja immer noch fast die einzige Erwerbsquelle der Bevölkerung war, konnte deren steigende Zahl nicht mehr ernähren. Das *Handwerk* in den wenigen Flecken und Städten pflegte bereits überbesetzt zu sein; gegen Neuzugänge wehrten sich die ansässigen Handwerker und Zünfte mit Händen und Füßen. *Soziale Gründe*, die allerdings von wirtschaftlichen oft kaum zu unterscheiden sind, finden wir weniger in der Leibeigenschaft als solcher, denn der Leibeigenschaft unterworfen war fast die gesamte landsässige Bevölkerung Oberschwabens und zwischen Leibeigenen und Leibfreien gab es keine Unterschiede in ihrer sozialen und rechtlichen Stellung. Dagegen kam es wiederholt zu Reibereien zwischen den Bauern und den Hintersassen, die ja keine Steuern und öffentliche Lasten mittrugen, wobei es unter beiden Parteien sowohl Freie wie Leibeigene gab.

Die Leibeigenschaft bestand zu Beginn der Neuzeit hauptsächlich in der Schollensässigkeit (also der Verhaftung zur Grundherrschaft, die einen gewissen Bestand an Bevölkerung und Arbeitskräften sicherte), in der jährlichen Abgabe der Leibhenne oder von 12 Kreuzern (die einen Erinnerungsposten darstellte, damit die Leibeigenschaft nicht in Vergessenheit geriet), und der Todfallsabgabe (dem besten Stück Vieh oder dem besten Kleid oder dem Wert dafür). Letztere Abgabe belastete die Erben. Von der Leibeigenschaft konnte man sich loskaufen, wenn man die Grundherrschaft verlassen wollte. Ein wesentlicher Ausfluß der Leibeigenschaft war, daß zur Heirat die Erlaubnis eingeholt werden mußte. Wer hinausheiraten wollte, erhielt sie in der Regel. Sollte aber jemand aus einer anderen Herrschaft hereinheiraten, gab es fast immer Schwierigkeiten;

entweder lehnte man glatt ab und gab anheim, doch lieber den Ehepartner innerhalb der gleichen Herrschaft zu suchen, oder verlangte, der oder die Einheiratende habe ein gewisses Vermögen mitzubringen. Wer ohne Erlaubnis eine Fremde (Auswärtige) heiratete, verlor wegen «Ungenossame» sein Bürgerrecht.

Gerade solcher Hindernisse willen zogen viele vor, auszuwandern. Wenn sie versprochen, gleich nach der Hochzeit zu emigrieren, dann erhielten sie den Eheconsens, ohne den der einheimische Pfarrer nicht kopulieren durfte. Mitunter knüpfte die Herrschaft an den Eheconsens auch die Bedingung, daß die Heirat außerhalb der Herrschaft stattfinde –, offenbar zur Sicherheit, damit das Paar später nicht der Herrschaft zur Last fallen könne, in der es kopuliert worden war. (Das erklärt auch, weshalb so viele Emigranten sich unterwegs in Ulm oder Günzburg kopulieren ließen.)

Natürlich gab es auch in dieser Beziehung Schwindeleien: Manche Pärchen hatten die Erlaubnis zur Kopulation unter ihrem Vorgeben oder unter der Bedingung erhalten, daß sie auswandern wollten oder sollten; nach der Eheschließung erklärten sie dann, hierbleiben zu wollen. Selten wurde ihnen dieser Sinneswandel abgenommen und das Verbleiben als Hintersassen gestattet, gegebenenfalls nach einem Jahr Aufenthalts außerhalb der Herrschaft und dann im Hirtendienst. Meist jedoch verblieb es bei der Entlassung zur Auswanderung. Auf diese Weise kam es also besonders häufig zur Emigration gerade von jungen Ehepaaren.

Die *Leibeigenschaft* erscheint nicht unter den Ursachen, die die Auswanderung förderten, es fehlt an jeglichem Hinweis darauf, daß die Auswandernden ihr entgehen wollten. Außerdem kamen Auswanderer auch aus leibfreien Orten oder Gebieten (Alberweiler, Arnegg, Griesingen-Öpfingen, Eglofs, Leutkircher Heide, Hohentengen, Herrschaft Friedberg, Hayingen, Sulmetingen, österr. Kameralamt Altdorf u. a. m.).

Werbung zur Einwanderung bestimmte nur zu gewissen Zeiten das Wanderungsgeschehen.

Für die Wanderperioden um 1622/23 ist keinerlei Werbung ursächlich gewesen; für die Periode 1686–92 ist eine Bekanntgabe des kaiserlichen Impopulationspatents in Oberschwaben jedenfalls nicht nachzuweisen. Die kurze, aber heftige Wanderwelle von 1712 dürfte sowohl auf die Werbeaktion des GRAFEN KAROLY zurückgehen wie auf die Verelendung weiter Bevölkerungsteile durch den im deutschen Südwesten ausgetragenen Spanischen Erbfolgekrieg zwischen Frankreich und Österreich. In der Folgezeit ließen die Häuser Habsburg, Karoly

und andere neue Untertanen anwerben. Die Folgen der kriegerischen Ereignisse (Polnischer Erbfolgekrieg, Österreichischer Erbfolgekrieg) und ihrer Belastungen für die Untertanen machten den Entschluß zur Emigration oft leicht.

Lediglich einer Witterungskatastrophe und darauffolgender Frucht-, Saat- und Hungersnot war die Auswanderungswelle der Jahre 1769/71 zuzuschreiben, die man österreichischerseits vergeblich durch Einwanderungssperren für Ungarn zu begrenzen sich bemühte.

1783 bis 1786 führten die Aufrufe JOSEFS II. zur Ansiedelung in Ungarn und Galizien nochmals zu hohen Auswanderungszahlen, da nunmehr durch sein *Toleranzedikt* vom 17. Sept. 1781 auch lutherischen Emigranten der Weg nach dem Südosten geöffnet wurde und damit ein gewisser Rückstau und Nachholbedarf an Auswanderungen seinen Ausweg gefunden hatte. Es nimmt kein Wunder, wenn diese Abwanderung vornehmlich von nichtkatholischen Gebieten ausging. Deren gab es aber in Oberschwaben nur wenige, wenn man von dem Territorium der Reichsstadt Ulm absieht (deren Auswanderungsgeschehen besonders erörtert wird): Lutherisch waren Biberach zur Hälfte der Stadt, in ihren Stadtdörfern nur zum kleinen Teil; Ravensburg zu etwa einem Drittel; Isny – außer der katholischen dem Kloster gehörigen Vorstadt; Leutkirch mit Ausnahme von jeweils höchstens 20 katholischen Familien; die Ulmischen Dörfer Ober- und Unterbalzheim, Oberholzheim und Wain. Für alle Leute dieser Orte hatte die Religion vor 1782 ein Hindernis dargestellt, nach dem Südosten zu ziehen.

Neben den bisher skizzierten allgemein die Wanderungen begünstigenden Umständen haben wir den *geschichtlichen Rahmen* zu berücksichtigen, aus dem sich oft die Einzelanstöße für die Emigration ergaben:

1622/1623 wanderten mindestens 950 Parteien aus Oberschwaben (wahrscheinlich aber die doppelte Anzahl) nach Niederösterreich –, zu dem man damals auch Restungarn und Preßburg rechnete – oder Böhmen aus, um dort zu Grundbesitz zu gelangen, der durch die im Zuge der Rekatholisierung abgewichenen Lutheraner freigeworden war. (Gleiche Beweggründe führten später nach 1735 zu Auswanderungen ins Salzburgerische, wo ebenfalls die Vertreibung der Lutheraner eine Zugfeder zur Einwanderung katholischer Schwaben geworden war.) Den unmittelbaren Anlaß zur Emigration bildete indes – und insofern unterscheidet sich diese Wanderungswelle von allen anderen – eine Teuerung, die nur mittelbar durch den Dreißigjährigen Krieg (1618–48) verursacht worden war: Um dem plötzli-

chen Mehrbedarf an Münzgeld, der zur Besoldung der großen Heere erforderlich geworden war, ohne entsprechenden Kapitalmehreinsatz abzuwehren, hatte Österreich zu dem anfechtbaren Mittel der Münzverschlechterung gegriffen. Mit dem Ende der Schlechtgeldmünzung hörte auch die Auswanderung auf.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg war die Volkskraft zu erschöpft, um Auswanderer abgeben zu können. Die Zeit Ludwigs XIV. brachte mit den Reunionskriegen neue Drangsal. Der Schwäbische Kreis war der Hauptleidtragende. Eine Massenflucht aus ihm und besonders aus Teilen Oberschwabens setzte ein; dabei suchte man zum Teil nur vorübergehende Zuflucht in Oberösterreich, zum Teil aber wanderten die Bewohner, kein Ende der andauernden Einquartierungen, Fouragelieferungen und Pressalien von Freund und Feind absehend, endgültig nach Ungarn aus, wo ja eine kaiserliche Impopulationskommission neue Siedler ansetzen sollte. 1689 bis 1692 lief diese erste größere Wanderwelle nach dem nun habsburgisch gewordenen Ungarn ab. 1688 und 1689 hatte man zudem im deutschen Südwesten Mißernten gehabt und infolgedessen und wegen des besonders strengen Winters 1692/93 (Bodensee-Gfrörne) bis 1693 Saatgutmangel und Teuerung.

Im Spanischen Erbfolgekrieg wurden Oberschwaben und der Schwarzwald zum Hauptkriegsschauplatz. Auf dem Rückzug nach der von ihnen verlorenen Schlacht bei Höchstädt (1703) verwüsteten französische Truppen auch Oberschwaben. Da zudem von 1708 bis 1710 ausnehmend strenge Winter herrschten und der 1703 bis 1711 in Ungarn tobende Magnaten-Aufstand gegen das Haus Habsburg beigelegt und dem Haus Habsburg die erbliche Königswürde für Ungarn zuerkannt worden und der Kaiser in Preßburg als ungarischer König gekrönt und dies alsbald in allen österreichischen Ländern von den Kanzeln aus bekanntgemacht worden war, stießen die 1712 einsetzenden Werbungen zur Ansiedelung in Ungarn auf nur allzugroße Bereitwilligkeit, die verwüstete und verarmte Heimat zu verlassen und sich nach dem Südosten zu begeben.

1723 bat der Ungarische Reichstag den König und Kaiser, zur Besiedelung des weithin ödliegenden Landes Bauern und Handwerker aus den österreichischen Erbländern und dem Römischen Reich aufzurufen, denen auf sechs, den Handwerkern auf zehn, Jahre Befreiung von allen öffentlichen Lasten zuzusagen sei. Dadurch wurden weitere Emigrationen ausgelöst.

1738 bis 1742 fanden – wohl im Zusammenhang mit dem Herrscherwechsel in Polen – viele Auswande-

rungen von Webern und Strickern – besonders aus Wurzach und Umgegend – statt. 1736 ließ der Kaiser für Ansiedlung im Banat werben, das als königliche Domäne verwaltet wurde. Die Bedingungen wurden verbessert: Freie Anreise, fünf Freijahre.

Nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) strebten alle Staaten danach, ihre erschöpfte Bevölkerung wieder zu vermehren. Sie versuchten, die Thesen des merkantilistischen Staatswissenschaftlers JUSTI – *Eine starke Bevölkerung wird zur Glückseligkeit des Staates erfordert* – allseitig in die Tat umzusetzen: Frankreich warb für Cayenne, Österreich für Ungarn, Preußen für die Neumark und Pommern, Spanien für seine Kolonien, die Sierra Morena und die Balearen, Rußland für die Wolgagebiete um Ansiedler. Österreich versuchte, abgedankte Soldaten und fremde Kriegsgefangene zum Siedeln zu begeistern, meist mit wenig praktischem Erfolg, denn die «Kriegshandwerker» waren der regelmäßigen Arbeit entwöhnt. Auf alle Fälle will man fremde Untertanen gewinnen und nicht eigene umsetzen.

Die ausländische Konkurrenz schaffte Österreich sich vom Halse durch das Reichsgesetz vom 7. Juli 1768, das die Auswanderung *in fremde Länder, die mit dem Reich in keiner Verbindung stehen*, verbot. Damit kam Österreich zum Schein den Reichsständen entgegen, die sich über die Abwerbung und Abwanderung ihrer Untertanen beschwert hatten. Infolge der Personalunion des Kaisers als Erzherzog von Österreich und König von Ungarn wurde die Emigration nach Ungarn aber nicht tangiert.

1769/70/71 verzeichnete man im gesamten deutschen Südwesten Dauerregen und Mißwachs, also ansteigende Hungersnot, und infolgedessen Höchstzahlen an Auswanderungen, allerdings aus Oberschwaben in weniger starkem Verhältnis als aus dem sonstigen Kreisgebiet. Am 1. April 1771 mußte wegen des nicht zu bewältigenden Andrangs von Einwanderern das Banat gesperrt werden für *alle, die sich nicht aus eigenen Mitteln eine Zeitlang unterhalten könnten*, alsbald auch die Kammergüter der Batschka. Dagegen blieb Einreise in ungarische private Grundherrschaften und in Freistädte möglich. 1781 und 1782 sagten Einwanderungspatente für Galizien, Lodomerien und Ungarn neue Vergünstigungen zu: Grund und Boden, Gerät, Viehbesatz unentgeltlich, 10 Jahre Lastenfreiheit, 4 fl. je Kopf Reisegeld, Fürsorge für Erkrankte; Bauholz kostenlos, wenn jemand auf eigene Kosten anreiste.

1782 brachte das österreichische Patent auch den Vorlanden die sogenannte «Gemäßigte Untertänigkeit», die schon ein Jahr vorher in den Erblanden eingeführt worden war, und damit eine gewisse

Heiratsfreiheit, Niederlassungsfreiheit innerhalb der Vorlande (wobei Angeseßene aber einen anderen tauglichen Landwirt zu stellen hatten), Beschränkung der Manumissions- oder Entlassungsgebühr auf 2 fl. innerhalb österreichischer Länder, Gewerbefreiheit.

1800 ließ der österreichische Hofkriegsrat 500 bis 600 Familien für die Banater Militärgrenze anwerben: Geboten wurde Haus mit großem Zimmer, Kammer, Küche, Backofen, Stall, 4 Stück Vieh gegen Abzahlung binnen 10 Jahren; Vererblichkeit des militäreigenen Grundstücks, Abgaben- und Militärfreiheit gegen Leistung des Militärgrenzdienstes auf 10 Jahre; Holz unentgeltlich; Vorschuß zur Ersteinrichtung an österreichische Untertanen.

Wegen starken Andrangs mußte man die Anwerbung 1802 im August einstellen und für die Zukunft 100 fl. Mindestvermögen verlangen; nach Wiederaufnahme fanden sie 1803 im August endgültig ihr Ende. 1803 trat aber auch die russische Kolonistenwerbung wieder auf den Plan, gegen die man aus politischen Gründen schlecht etwas machen konnte oder wollte. Und 1803 nahm Österreich auch die Werbung für Galizien wieder auf. Werbekommissar war für unseren Raum der beim Oberamt Stockach tätige Oberamtsrat und Landrichter VON KRAFT. Er ließ gedruckte Werbebedingungen verteilen mit folgenden Zusagen: Erbeigentümliche Überlassung des Bodens; Steuerbefreiung auf 5 – bei Ansetzung auf Ödland 10 – Jahre; Befreiung von Fronen, Laudemial- (Grunderwerbsteuer-)abgaben; lebenslängliche Militärfreiheit des Siedlers und seiner mitgebrachten Söhne; unentgeltliche Verabfolgung der Baumaterialien zur erstmaligen Herstellung von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden; mäßige Naturalabgaben.

Damit sind die allgemeinen politischen, kriegerischen, sozialen, wirtschaftlichen und witterungsmäßigen Verhältnisse einerseits und die Werbemaßnahmen andererseits umrissen, die auf die Auswanderung aus dem deutschen Südwesten nach dem europäischen und deutschen (in dem Sinne eines gesamten Österreich-Ungarn) Südosten eingewirkt haben.

Die einzelnen Ursachen mögen zu verschiedenen Zeiten verschieden gewichtig gewesen sein; ihre Wirkung ist unverkennbar. Sie äußerte sich naturgemäß am stärksten, wenn mehrere dieser Ursachen zusammen die Menschen beeinflussten; wenn Not und Hunger oder Kriege (und ihre Folgen) einen Druck ausübten, bedurfte es verhältnismäßig geringer Werbekraft, zur Auswanderung anzuregen. Es genügte dann schon das Gerücht und die Hoffnung, woanders besser sein Brot verdienen zu können.

Buchbesprechungen

Zum Tübinger Universitätsjubiläum

500 Jahre Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Festschrift. Band 1: HANSMARTIN DECKER-HAUFF, GERHARD FICHTNER und KLAUS SCHREINER (Hg.): **Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen 1477–1977.** 576 Seiten, 33 Abbildungen. – Band 2: JOHANNES NEUMANN (Hg.): **Wissenschaft an der Universität heute.** 364 Seiten. – Band 3: HANSMARTIN DECKER-HAUFF und WILFRIED SETZLER: **Die Universität Tübingen von 1477–1977 in Bildern und Dokumenten.** 316 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Karten und Grafiken. ATTEMPTO Verlag Tübingen 1977. Leinen DM 198,-

Keine andere Institution hat die Geschichte Württembergs so geprägt wie «seine» Universität, und durch nichts hat das Land auf die europäische Geistesgeschichte einen solchen Einfluß genommen wie durch sie. So ist die vorliegende Festschrift nicht die einer beliebigen Institution, sie stellt einen wesentlichen Beitrag zur südwestdeutschen Landes- und Geistesgeschichte dar. Zum 450. Jubiläum verfaßte der damalige Ordinarius für Geschichte JOH. HALLER eine Darstellung der ersten 50 Jahre der Tübinger Hochschule. Auf seinem Weg fortzufahren in einer fortlaufenden Schilderung schien den Herausgebern angesichts des Differenzierungsprozesses der heutigen Wissenschaft unmöglich. So griffen sie 16 einzelne Aspekte unter den Oberbegriffen «Strukturen und Reformen», «Universität, Gesellschaft, Politik» und «Forschung und Lehre» heraus, für die kompetente Bearbeiter gefunden wurden, deren Beiträge sich wie bei einem Mosaik wieder zu einem Gesamtbild zusammenfügen. Alles kann hier nicht gewürdigt werden; doch soll einzelnes herausgegriffen werden: So gelingt es W. TEUFEL, die Gründungsgeschichte der Universität in ein neues Licht zu stellen, H. U. SCHWARZ macht erstmalig die Grundzüge der Wirtschaftsverwaltung der alten autonomen Universität bis 1800 sichtbar. In offener Weise behandelt der Beitrag von U. D. ADAM «Die Universität Tübingen im Dritten Reich» die jüngste Vergangenheit der Hochschule. Die beiden Abhandlungen über die politische Rolle der Universität im 19. Jahrhundert von R. MÜTH und E. SIEBER sowie die über Lehr- und Lernfreiheit von K. SCHREINER bieten interessante historische Analogien zu der hochschulpolitischen Diskussion unserer Tage.

Der zweite Band – zu einem großen Teil getragen von Praktikern der Wissenschaftsverwaltung und ehemaligen Rektoren der Universität Tübingen – bemüht sich, innerhalb der verselbständigten Einzeldisziplinen «die politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche und ethische Verantwortung der Wissenschaften» sichtbar werden zu lassen. Bedauerlich bleibt, wie der Herausgeber selbst feststellt, daß – aus Mangel an sachkundigen Bearbeitern – wesentliche wissenschaftliche Bereiche der Hochschule, zum Teil gerade die, auf die sich der große Ruf Tübingens stützt, ganz fehlen.

Beeindruckend ist der dritte Band: Die Bearbeiter haben Museen, Archive, Bibliotheken, Galerien, Privatsammlungen, Friedhöfe, Kirchen und Schatzkammern durchforstet, um Zeugnisse der Vergangenheit der Tübinger Hochschule aufzuspüren. Über 300 Abbildungen sind das Ergebnis; vieles wurde erstmals mit Tübingen in Verbindung gebracht, vieles überhaupt zum ersten Mal veröffentlicht. Reich ist die Gründungsgeschichte dokumentiert, erstaunlich lebendig sind die Bildzeugnisse, die für die Geschichte des Collegium Illustre beigebracht werden können. Die im 19. Jahrhundert dichter werdende bildliche Überlieferung spiegelt die wachsende Bedeutung der Universität wider. Der Sprung der Universität über die Grenzen der mittelalterlichen Stadt, der bauliche Niederschlag der Ausweitung der Naturwissenschaften, Vormärz und 48er-Revolution und der Beginn des Frauenstudiums (erst 1891, regulär ab 1904!) sind Schwerpunkte der Bildauswahl für das letzte Jahrhundert. Karten zur Wirtschaftsverwaltung, zur baulichen Entwicklung der Hochschule sowie Graphiken zur berüchtigten genealogischen Verflechtung der Tübinger Professoren und zur Zusammensetzung der Studentenschaft ergänzen das Bild. Etwas zu kurz kommt die Gegenwart; man hätte ihr auf Kosten der breit dokumentierten Jubiläen angesichts der Bedeutung der heutigen Universität einen größeren Raum zugestehen können.

Allen Bänden ist gemeinsam, daß sie weder aus optimistischer Wissenschaftsgläubigkeit noch aus lautem Festjubiläum entstanden sind. Viel stärker sind die zweifelnden Töne. Sie fragen nach der eigenen Position, geben Rechenschaft über Vergangenheit und Gegenwart und versuchen, durch eine Würdigung der Tradition die heutige Situation deuten zu helfen. Allen Zweifeln an der Berechtigung der Jubiläumsfeierlichkeiten zum Trotz hat die Universität mit der vorliegenden Festschrift einen Beweis ihrer wissenschaftlichen Tradition und Aktualität geliefert.

Franz Quarthal

Bauernhäuser und Burgen

TORSTEN GEBHARD: **Alte Bauernhäuser.** Von den Halligen bis zu den Alpen. Verlag Georg D. W. Callwey, München 1977. 195 Seiten, 348 Abbildungen. Leinen DM 78,-.

Der Untertitel läßt ahnen, welche Vielfalt hier ausbreitet wird. Rund vierzig verschiedene Typen von Bauernhäusern und -höfen nennt (und zeigt in einer Skizze!) die Legende zur Übersichtskarte auf dem Vorsatz. Die Abbildungen dokumentieren, zeigen, erläutern, machen anschaulich. Das reicht von prächtigen Tafeln mit fotografischen Meisterwerken über solide Bildstellen-Realistik bis zur Zeichnung von Grund- und Aufrissen oder technischen Details. Der Schwerpunkt liegt beim «alten» Bauernhaus, besonders beim Fachwerkhäus, davon ist auch die geografische Auswahl beeinflusst. Vollständigkeit und erschöpfende Ausführlichkeit waren in diesem Zusam-

menhang nicht zu leisten und wohl auch nicht angestrebt. Dafür weist ein sehr ausführliches Literaturverzeichnis den Suchenden weiter. Erläuterungen der Fachausdrücke machen den Text und die Sache auch für den Laien zugänglich. Aus dem Kapitel «Wege zur Erhaltung» sei hier hervorhebend ein Ausschnitt zitiert, der gerade auch in Baden-Württemberg aufmerksame Leser finden sollte: *Der Gedanke solcher Freilichtmuseen, der in Zukunft wohl mehr Gewicht bekommen wird, stößt heute immer noch auf Ablehnung bei jenen, denen die Bewahrung des ursprünglichen Zusammenhangs von Bauwerk und Umgebung vorrangig ist. Darin liegt letztlich ein Stück Romantik. Die Freilichtmuseen entbehren dieser gerade dann, wenn es ihren Leitern um möglichste Treue der Dokumentation geht. Natürlich werden solche Museen nicht für eine kleine Gruppe von Wissenschaftlern gebaut. Das allgemein anerkannte Ziel dieser Einrichtungen liegt vielmehr darin, einem möglichst großen Kreis der Allgemeinheit lebendige Anschauung zu vermitteln, die immer nachhaltiger wirken wird als das Studium von Büchern.*

Willy Leygraf

HANS MAX VON AUFSESS: **Burgen**. Süddeutscher Verlag München 1976. 204 S., darunter 132 farbige Abbildungen. Leinen DM 65,-.

So viele Burgenbildbände in den letzten Jahren auch erschienen, der Rezensent muß bekennen, noch nie einen schöneren als diesen gesehen zu haben. Die durchweg farbigen, großformatigen Aufnahmen, auch Innen- und Detailabbildungen, sind ohne Ausnahme bildschön, zum Teil von phantastischer Schönheit – Spitzenerzeugnisse fotografischer Kunst. Burgen fast aller deutschsprachigen Landschaften werden gezeigt, am meisten aus Bayern und Österreich. Baden-Württemberg ist nur mit Hirschhorn, Zwingenberg, Lichtenstein und Katzenstein vertreten. Der Band bietet aber nicht nur Bilder und Kurztexte dazu, sondern auch einen durchgehenden Text, der den Charakter einer Burgenkunde mittleren Umfangs hat. Er ist stilistisch sehr gewandt geschrieben und enthält zahlreiche treffende, geradezu überraschende Formulierungen. Beschrieben werden die historischen Wurzeln und die Entstehungsgründe der Burg, ihre einzelnen Bauelemente, ihre Geschichte, das Rittertum und ritterliche Leben, der Alltag und die Inneneinrichtung, die Spätphase und die Probleme der Burgenerhaltung heute. So instruktiv und anschaulich der Text ist, es kann nicht übersehen werden, daß der Verfasser weder die einschlägige historische noch die baugeschichtliche Literatur neueren Datums verarbeitete, obwohl er einige Werke zitiert, und daß er überhaupt ein großzügiges Verhältnis zu den verschiedenen historischen Epochen hat. So werden Bauteile von Katzenstein und Cadolzburg, die dem 12. und 13. Jahrhundert angehören, als *frühmittelalterlich* bezeichnet (S. 121, 181). Der aufmerksame Leser wird auch einige Widersprüche entdecken: auf S. 14 etwa ein Lob des *patriarchalischen Systems*, auf S. 43 seine Charakterisierung mit dem Hinweis auf *Händel, Zank und Fehden*, die *zum täglichen Brot gehörten*. Verwunderlich in einer so aufwendigen Veröffentlichung ist die willkürliche Reihung der Bilder, die

weder landschaftlich noch zeitlich noch typisierend noch alphabetisch angeordnet sind. Trotzdem: ein Prachtexemplar eines Burgenbuchs.

Hans-Martin Maurer

Aus der Geschichte

PETER-JOHANNES SCHULER: **Geschichte des südwestdeutschen Notariats** von seinen Anfängen bis zur Reichsnotariatsordnung von 1512. Verlag Konkordia Bühl (Baden) 1976. 362 Seiten.

Der erste Teil der Untersuchung umfaßt den Zeitraum vom ersten Eindringen dieses in Italien auf antike Traditionen zurückgehenden Berufsstandes nach Deutschland bis zu der Reichsnotariatsordnung, die Kaiser MAXIMILIAN im Jahre 1512 erließ. Im zweiten Teil untersucht der Verfasser die formalen Kriterien südwestdeutscher Notariatsurkunden.

Die enge Verknüpfung des Notariats mit der geistlichen Gerichtsbarkeit und der Rezeption römisch-rechtlicher Grundsätze auch außerhalb der Kirche veranlaßten ihn, sich nach einer Übersicht über die Entwicklung in allen deutschen Kirchenprovinzen auf die Bistümer Basel und Konstanz zu konzentrieren. Dank des breiten Fundus größtenteils ungedruckter Quellen konnte Schuler schematisierte Vorstellungen über den Rezeptionsvorgang des öffentlichen Notariats im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation überwinden. Der von ihm eingeschlagene Forschungsgang ermöglichte es, durch die Einbeziehung einzelner lokal wichtiger Ergebnisse differenzierte Einblicke in die einzelnen Phasen dieses äußerst vielschichtigen Vorgangs zu gewinnen, wobei die Ergebnisse der Notariatsforschung für andere Teile des Reiches nie aus den Augen verloren werden.

Diese außerordentlich gründliche und wertvolle Arbeit bringt auch landesgeschichtlich und genealogisch Bedeutendes. Aufschlußreich sind die vielfältigen Angaben über Herkunft, Ausbildung, beruflichen Werdegang und Tätigkeitsbereiche der Notare im Dienste geistlicher und weltlicher Behörden. So läßt sich schon am Ende des 13. Jahrhunderts, also noch zu Beginn der Rezeption des kanonischen Rechts, ein *notarius publicus* im Dienste der Grafen von Württemberg nachweisen. Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts waren die Notare ausnahmslos Kleriker, die nur die niederen Weihen empfangen hatten, also keine «Geistlichen» im eigentlichen Sinne waren. Die Reichsstädte, die seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts Notare als Stadtschreiber beschäftigten, stellten jedoch nur solche weltlichen Standes an, wohl um jede Pflichtenkollision mit der geistlichen Obrigkeit zu vermeiden. Selbständige und hauptberuflich praktizierende Notare konnte SCHULER außer in den Bischofsstädten nur in Ravensburg nachweisen. Die meisten Angehörigen dieses neuen Berufsstandes entstammten dem städtischen Patriziat oder dem gehobenen Zunftbürgertum. Letzteren war nach dem Eintritt ins Notariat über ein Amt als Gerichts- oder Stadtschreiber der Aufstieg ins Patriziat möglich. Anders als in Italien gab es in Deutschland trotz mancher-

lei Ansätzen keinen festgefügtten Ausbildungsgang für Notare. Ihre grundlegende Schulung erhielten sie in der Frühzeit wohl in geistlichen Schulen, später auch an städtischen Lateinschulen. Notare und Stadtschreiber wie NIKOLAUS VON WYLE in Esslingen, der eine ganz auf die Bedürfnisse der Schreiberberufe abgestellte Privatschule betrieb, führten sie dann in das Kanzlei- und Urkundenwesen ein. Ein Universitätsstudium war für Notare nicht erforderlich; diejenigen, die ein Studium der Rechte absolvierten, übten ihren alten Beruf zumeist nicht mehr aus und benützten ihre umfassenden Kenntnisse dazu, hohe Ämter im geistlichen und weltlichen Bereich zu erlangen. Ein demnächst erscheinendes biographisches Verzeichnis der südwestdeutschen Notare wird die bereits vorliegenden Ergebnisse ergänzen. Es wird das Werk zu einem grundlegenden Beitrag nicht nur zur Rechts- und Verfassungsgeschichte, sondern auch zur Sozial- und Bildungsgeschichte des späten Mittelalters machen.

Heidrun Hofacker

UWE ZIEGLER: **Verwaltungs-, Wirtschafts- und Sozialstruktur Hohenzollerns im 19. Jahrhundert.** (Landeskundliche Forschungsstelle Hohenzollern der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Arbeiten zur Landeskunde Hohenzollerns, Band 13) Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1976. 238 Seiten. Broschiert DM 32,-.

Die vorliegende Dissertation befaßt sich mit einem schon lange in der landeskundlichen Forschung Hohenzollerns anstehenden Thema. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die ökonomischen und sozialen Strukturen der Fürstentümer Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen sowie des aus beiden gebildeten preußischen Regierungsbezirks Sigmaringen zu untersuchen und vergleichend gegenüberzustellen. Das Hauptaugenmerk des Verfassers galt dabei der Behandlung der Agrarreformen. Umfangreiches Zahlenmaterial informiert sehr ausführlich über die Höhe der Ablösungskapitalien, die der bäuerlichen Bevölkerung durch die Agrarreform erwachsen. Leider nahm der Autor diese Daten nicht zum Anlaß, die Wirkungen der Agrarreform auf die wirtschaftliche wie auch soziale Struktur der Landbevölkerung zu untersuchen.

Die mit viel Eifer zusammengetragenen Details zur Verwaltungsorganisation, Wirtschaftsverfassung und Infrastruktur Hohenzollerns bieten dem Leser viel Neues und Interessantes. Im Brennpunkt einer Untersuchung, die sich mit der Geschichte der Verwaltungs-, Wirtschafts- und Sozialstruktur des Landes Hohenzollern im 19. Jahrhundert befaßt, müßten die Fragen nach der Intensität stehen, mit der die preußische Regierung Mitte des 19. Jahrhunderts in den neu gebildeten Verwaltungsbezirk hineinregiert hat, und nach den Veränderungen, die der preußische Einfluß auf die Wirtschafts- und Sozialstruktur des Landes, insbesondere auf Industrie, Banken, Handel und Gewerbe sowie der Landwirtschaft bewirkte. Der Verfasser konstatiert die wirtschaftlichen Verhältnisse vor

und nach der Vereinigung der Hohenzollernschen Fürstentümer mit dem preußischen Staatsgebiet und kommt zu einem bemerkenswerten Ergebnis: Die preußische Regierung betrieb in den ersten Jahren nach der Regierungsübernahme eine intensive Gewerbeförderung, die aber in der Folgezeit nach und nach wieder abgebaut wurde. Auch erfährt man, daß die von bäuerlichen Kreisen eingebrachten Ablösungskapitalien dem Land durch obrigkeitliche Investitionsentscheidungen weitgehend entzogen wurden. Der Verfasser blieb jedoch über die Konstatierung der beschriebenen Verhältnisse hinaus auf der Suche nach Ursachen und Lösungsmöglichkeiten in Ansätzen stecken. Es bleibt die Frage offen: Welche Intentionen steckten hinter den Entscheidungen staatspolitischer und privater Investitionspolitik?

Gert Kollmer

Volkskunde

HANS GÜNTHER BAURER: **Brunnenheilige im Narrenhä.** Narrenbrunnen und närrisches Wasserbrauchtum einst und heute. (Zugleich: WILHELM KUTTER (Hg.): Schriftenreihe der Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte, Band 3) Südkurier Konstanz 1977. 204 Seiten, 17 mehr- und 28 einfarbige Abbildungen. DM 29,50.

Ernstere Studien zur Fasnacht und die daraus sich ergebenden Veröffentlichungen scheinen angestoßen zu sein. Nach dem zusammenfassenden Buch von WILHELM KUTTER, von dem in Heft 1977/1 (S. 72 f.) die Rede war, ist nun eine mehr monographisch angelegte Schrift anzuzeigen. Sie behandelt ein Thema, das in der Gegenwart des fasnächtlichen Treibens seinen Grund hat. Nach den KUTTERSchen 9 Fasnachtslandschaften gegliedert führt der Hegauer Fasnachtsforscher alle Brunnen vor, die an ihrem jeweiligen Ort mit der dort kennzeichnenden Narrengestalt seit Anfang der 50er Jahre entstanden sind; über 40 sind es bis jetzt. Eine kurze Darstellung der örtlichen Fasnachtsbräuche, die notwendigsten Angaben über die Setzung des Brunnens, über Künstler und Handwerker und die Beschreibung der Brunnen machen das Buch in jeder Weise, auch als Nachschlagewerk, sehr brauchbar. Daß die Narrentypen zu «Brunnenheiligen» aufgestiegen sind, ist aus der Fasnachtsstimmung heraus verständlich. 12 Seiten *Anmerkungen und Ergänzungen* mit bibliographischen Hinweisen sind ein nützlicher Zusatz zum Text. Quellen- und Fotonachweise und ein Ortsregister fehlen nicht.

Helmut Dölker

CHRISTEL KÖHLE-HEZINGER: **Evangelisch-Katholisch.** Untersuchungen zu konfessionellem Vorurteil und Konflikt im 19. und 20. Jahrhundert vornehmlich am Beispiel Württembergs. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 40. Band) Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V. Tübingen Schloß 1976. VII und 447 Seiten, broschiert DM 34,-.

Man werde in ihrer Arbeit *nach handfesten Ergebnissen . . . vergeblich suchen* – so die Autorin fast unbekümmert in ihrem Vorwort. Was aber findet man in dieser fleißig bemühten, umfangreichen Arbeit? Eine Fülle von Anmerkungen über Anlage, Fortgang, Bedingungen der Arbeit, von methodischen und wissenschaftstheoretischen Überlegungen, von Thesen und Hypothesen; man findet den ganzen Sprachwust einer neuen *Eigentlichkeit*, den sich die jüngeren Nachfolger der ADORNO, HABERMAS usw. angeeignet haben, ohne deshalb ihre Leitbilder immer besonders gut zu verstehen.

Aber man findet auch: eine große Fülle von Materialien über gemischtkonfessionelle Orte in verschiedenen Teilen des Landes (vor allem über das Verhältnis der konfessionellen Gruppen zueinander, weniger über das der einzelnen Gruppenglieder). Man findet besonders ausführliche Studien zu den Verhältnissen in Attenweiler, Affaltrach und Wachbach, aber auch detaillierte Hinweise zu anderen Orten. Man findet Darstellungen von einzelnen Streitfällen zwischen Geistlichen und der kirchlichen Obrigkeit im sog. Mischehenstreit (weniger jedoch über die Probleme, die sich aus diesen Mischehen für die unmittelbar oder mittelbar Betroffenen ergaben). Man findet Materialien und Wertungen über die Entwicklung der Beziehungen zwischen den Kirchen und dem Staat von der Aufklärung über die Rivalitäten des 19. Jahrhunderts, über die Diskussion um nationale Kirchen und Ultramontanismus bis hin zum Kulturkampf des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Man findet Informationen über publizistische und propagandistische Bemühungen beider Konfessionen – von der Traktatliteratur über kirchlich gebundene Zeitungen und Zeitschriften bis zu den oft recht militanten Vereinigungen zur Behauptung der jeweiligen Konfession in der Diaspora. Man findet das alles, man kann es finden dank der ausführlichen Register. Und man wird sich immer wieder die Mühe machen müssen, das Gefundene freizulegen unter dem wuchernden ideologischen und sprachlichen Rankenwerk: nicht alles, aber doch sehr vieles ist eben nur hier in solcher Fülle zusammengetragen und aufgehäuft. Die Darstellung konfessioneller Vorurteile und Konflikte und vor allem von deren Auswirkungen auf Verhalten und Leben der Betroffenen, diese Darstellung muß erst noch geschrieben werden.

Johannes Wallstein

Von Ort zu Ort

ALFRED LEUCHT: **Bebenhausen**. Vergangenheit und Gegenwart. Katzmann Verlag Tübingen 1977. 120 Seiten. 24 Abbildungen. Kartoniert DM 15,-.

Diese Wanderung ins Goldersbachtal zum ehemaligen Zisterzienserkloster Bebenhausen ist zugleich eine Wanderung durch die Geschichte. An den Kapitelzäsuren begegnet man – sozusagen auf halbem Wege – Eduard Mörike mit Zitaten aus seinen «Bildern aus Bebenhausen». Und auch die jüngere Geschichte wird beschworen: *Dr. Kurt Georg Kiesinger hat als Bundeskanzler gar manches Wochenende in der Stille des Schönbuchs verbracht . . . wodurch das Dorf, wenn man so sagen will, vorübergehend zeitweilig zu*

einer Filiale der Bundeshauptstadt avancierte. Vor allem natürlich ist von den Klosterzeiten die Rede, von der protestantischen Klosterschule und vom Jagdschloß Bebenhausen. Aber das alles wird nicht unbedingt in einer trockenen Abhandlung dargeboten, sondern kenntnisreich so ausgebreitet, wie es dem vielbelesenen und vielbewanderten Autor unterwegs im Gespräch mit einem Freund in den Sinn kommt: eine Einladung an den Leser, diese Wanderung nach Bebenhausen und durch seine Geschichte unter der Anleitung des Autors nachzuvollziehen.

Johannes Wallstein

PETER HORLACHER und RÜDIGER ZUCK: **Stuttgart – Bilder einer Stadt**. DRW-Verlag Weinbrenner Stuttgart 1977. 156 Seiten. 204 Abbildungen. Linson DM 58,-.

Der Untertitel ist wichtig: es geht nicht um ein Porträt der Landeshauptstadt, sondern um viele verschiedene Bilder, gesehen und fotografiert auf ganz eigene und oft eigenwillige Art – und gelegentlich auch so kommentiert. Manche Bilder können auch vom Kundigen nicht auf Anhieb als typisch Stuttgarter Bilder erkannt werden, manche geben zunächst Rätsel auf und lassen dann erstaunen angesichts so ungewöhnlicher Perspektiven. Die wichtigsten Akzente des Stuttgarter Stadtbildes sind natürlich vertreten: Stiftskirche, Schloßplatz, Markthalle, Theater. Aber es gibt auch die überraschenden Bilder vom Rande: die winterlichen Weinberge bei der Birkenwaldstraße, eine Sammlung der Stuttgarter «Stäffele», Brunnen und Baustellen, Industrieszenarien. Das Buch ist gleich gut geeignet als Wegweiser für Stuttgarter, die sich in ihrer Stadt einmal genauer umsehen wollen, wie auch als Erinnerungsbuch für diejenigen, die an Stuttgart zurückdenken möchten. Nur eins ist es nicht: ein bebildeter Führer für gänzlich fremde Besucher – aber das will es ja auch gar nicht sein.

Willy Leygraf

ELMAR SCHMITT: **Münsterbibliographie**. Und: BERND BREITENBRUCH: **Das Münster in Literatur und Buchillustration** (Ausstellungskatalog). Stadtbibliothek Ulm 1977. 140 + 32 Seiten, Zeichnungen von ADOLF SILBERBERGER, 10 Abbildungen zum Katalog. Broschiert.

Es handelt sich um eine Nebenfrucht des Ulmer Münsterjubiläums – und sicher nicht um die unwichtigste. 899 Titel (bis ins Jubiläumsjahr hinein) werden aufgeführt und meist mit kurzen Anmerkungen zum Inhalt versehen. Die Gliederung erfolgte übersichtlich nach Sachgruppen und in diesen nach der Reihenfolge des Erscheinens. Für manche künftige Arbeit kann diese Veröffentlichung mühsames Bibliographieren ersparen, die Orientierung erleichtern und Anregungen geben zur intensiveren Beschäftigung mit dem Münster und mit der Geschichte der Stadt Ulm. Der beigegebundene Katalog einer Ausstellung der Stadtbibliothek liefert in den zitierten Texten, in Bildern und Anmerkungen veranschaulichende Ergänzungen und Erläuterungen. Noch hilfreicher wäre der Band, wenn das Namenregister nicht nur auf die Bibliographie, sondern auch auf den Katalogteil verweisen würde.

Johannes Wallstein

ANGELIKA BISCHOFF-LUTHLEN: **Indelhausen** – Bildnis einer Lautertalgemeinde. Indelhausen o. J. 102 S. Zahlreiche Abbildungen.

Kein umfangreiches, redseliges Heimatbuch, sondern das in knappen Strichen gezeichnete *Bildnis einer Lautertalgemeinde* legt die Verfasserin vor. Sie ist Archivpflegerin für die Gemeinden des bisherigen Kreises Münsingen. Aus ihrer Arbeit heraus ist das Büchlein entstanden. Mit der Hilfe weniger sachverständiger Mitarbeiter ist es ihr gelungen, der inhaltreichen Schrift eine durchaus eigene Note zu geben und wirklich ein *Bildnis* zu entwerfen. In den geschichtlichen Beiträgen, die auf einem zuverlässigen Grundwissen über siedlungsgeschichtliche Tatsachen und über die Entwicklungsgeschichte unserer Dörfer beruhen, hat die Verfasserin die Problematik der Frühgeschichte der ursprünglich ritterschaftlichen Siedlung behandelt und ihr Leben bis in unsere Tage in kurzem Umriss verfolgt. Andere Kapitel sind der Geologie und der Landschaft, den Häusern und ihren Bewohnern, den gerade hier wichtigen Mühlen, der Landwirtschaft (mit einem besonderen Unterabschnitt über die hier schon lange betriebene Schneckenzucht), dem Dorfleben, dem Wohnen und dem häuslichen Leben, der ehemaligen Frauentracht und, was den Wert des Büchleins für die Einheimischen, für die es ja geschrieben ist, noch steigert, einigen Dorfpersönlichkeiten gewidmet, unter denen der BERE natürlich nicht fehlt. In der Flut der Heimatbücher kann dieses *Bildnis* durchaus bestehen; es hält sich nicht nur an Allgemeines, sondern bietet bei aller Kürze das eben diese Gemeinde im besonderen Kennzeichnende und sieht das alles auf dem Hintergrund der Natur und der Landesgeschichte.

Helmut Dölker

OTTMAR ENGELHARDT: **Neresheim und das Härtsfeld**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1977. 120 Seiten, 70 Bildtafeln. Leinen DM 28,-.

Die so aufwendige wie großartig gelungene Restaurierung der Klosterkirche von Neresheim hat den Blick vieler nicht nur auf Neresheim, sondern auch auf die gesamte Landschaft des Härtsfeldes zwischen Aalen und Nördlingen, zwischen Ipf und Heidenheim gelenkt. Die nun sicher in nicht geringerer Zahl nach Neresheim Pilgernden werden sich ebenso wie die Bewohner dieses Gebietes an der hier anzuzeigenden repräsentativen Darstellung einer durch viele Besonderheiten charakterisierten Landschaft freuen. Ausgang und Höhepunkt zugleich ist natürlich Neresheim; besonderes Augenmerk gilt daneben aber auch den Eigentümlichkeiten der oft herben Landschaft, einige Kostbarkeiten der Flora werden besonders vorgestellt. Ein paar weitere markante Punkte und Namen: Burg Katzenstein, Schloß Taxis bei Dischingen, das Deutschordenschloß Kapfenburg, der geschichtsumwobene Ipf, der Altar des Dominikus Zimmermann in Kösing, die Pfarrkirche in Dischingen. Die letzten Kohlenmeiler werden ebensowenig übersehen wie *Die Nachbarn am Fuß der Härtsfeldhöhen*: Nördlingen im Ries, Bopfingen, Heidenheim, Oberkochen, Aalen. Ein freundlich-einladendes Buch, das eine reizvolle Landschaft spiegelt.

Willy Leygraf

ELISABETH ZIPPERLEN und JOSEF KURZ: **Das wahre Tripsdrill**. Geschichte und Geschichten von und um die Altweibermühle zu Tripsdrill. Eugen Wachter Verlag Bönningheim 1977. 64 Seiten. Broschiert.

Wenn die Sagen keine Sagen wären, könnte Tripsdrill sich auf einen römischen Hauptmann Trepho berufen. Urkundlich sieht es da anders, doch ebenso ehrwürdig aus: 793 notiert man das Geburtsdatum von Meginheim alias Rauenklingen alias Treffenstrill. Doch erst in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts schlug die Geburtsstunde des eigentlichen Tripsdrill, eines Weilers, an dem sich wenig später eine Bleicherei niederließ. Das, was Tripsdrill auszeichnet, die Altweibermühle, hinter der sich der Wunsch nach der ewigen Jugend versteckt, kam erst langsam auf; natürlich hängt es mit diesem Waschhaus zusammen. Wie, das kann man in diesem humorvollen, die «schwere» Geschichte leicht aus dem Feld schlagenden Büchlein nachlesen, das dazu noch ein Kapitel Mühlengeschichte mitliefert.

Wolfgang Irtenkauf

JOACHIM GLADEWITZ: **Riedlingen**. Ein Porträt von Stadtbild und Landschaft, Geschichte und Kultur. Verlag Ulrich'sche Buchdruckerei Riedlingen 1976. 53 Textseiten, 48 Abbildungen. Leinen DM 22,50.

Das Buch vergewissert sich der Stadt Riedlingen, der sie umgebenden Landschaft und nicht zuletzt der durch die Verwaltungsreform zu Riedlingen gekommenen Teilorte Grüningen, Pflummern, Neufra, Daugendorf, Bechingen, Zell und Zwiefaltendorf; es bezieht aus der Umgebung Altheim, Heiligkreuztal und den Bussen ein. Der Text gibt einen Abriß der Stadt und beschreibt ihre wichtigsten Gebäude (Stadtpfarrkirche St. Georg, Spitalkirche, Heimatmuseum u. a.), stellt Kurzbiographien Riedlinger Künstler zusammen und widmet jedem der Teilorte ein knappes, aber informationsreiches Kapitel. Eine Bibliographie führt zu weiteren Informationen; die Bilder veranschaulichen Eigenart und Eigenheit des Beschriebenen.

Johannes Wallstein

KURT KNEER: **Steinkreuze im Altkreis Ehingen**. Vollständiges Verzeichnis aller bisher bekannten Kreuze. Museums-gesellschaft Ehingen 1977. 64 Seiten, Abbildungen, eine Karte. Geheftet

Jedes einzelne der im Altkreis Ehingen angetroffenen Steinkreuze ist abgebildet und wird knapp, aber ausreichend beschrieben nach Lage, Material, Beschaffenheit und Größe, nach Geschichte und Bedeutung. Eine Anregung, sich genau in seiner engeren Heimat umzusehen, auch kleinere Denkmale zu beachten und nach ihrer Geschichte und Bedeutung zu befragen. Zugleich stellt diese Publikation eine nachdrückliche Aufforderung dar, zur Erhaltung solcher Kleindenkmale beizutragen.

Willy Leygraf

JOH. EVANG. SCHÜTTE: **Geschichte von Stadt und Stift Buchau** sowie der Pfarrei Seekirch mit Bildern aus Alt-Buchau. Federsee-Verlag Vereinigte Buchdruckereien August Sandmaier & Sohn Bad Buchau 1977. 624 Seiten, 106 Abbildungen. DM 38,-

Dieses Buch – den Freunden der Geschichte von Stadt und Stift Buchau als «der Schöttle» wohlvertraut – erschien zuerst 1884 in Bad Waldsee, d. h. nur der Hauptteil, die Beschreibung Seekirchs mit den Filialen Alleshäusern, Brasenberg und Tiefenbach sowie einem Anhang über Oedenähen und Bischmannshäuser stammt aus dem Jahre 1866; beide Arbeiten wurden hier vereint und durch «Bilder aus Alt-Buchau» ergänzt. So ist fast eine Beschreibung des gesamten Federseegebietes entstanden, zugleich aber ein historisches Heimatbuch, dem man deutlich die Zeit seiner Entstehung anmerkt: in der Art der Erhebung und Darstellung vieler einzelner Tatsachen z. B. der Topographie oder der Bevölkerungsstatistik läßt es sich fast in eine Reihe stellen mit den gleichzeitigen amtlichen Oberamtsbeschreibungen. Eine große Bedeutung für den gesamten Raum hat natürlich der Federsee. Entsprechend ausführlich sind die Darstellungen seiner Geschichte, seiner Nutzung und auch der beiden Seefällungen. Durch die tatsachenreiche, wohlgeordnete und gründliche Darstellung hat «der Schöttle» nicht nur nostalgische Reize, er bietet eine Bestandsaufnahme des Federseegebietes gegen Ende des 19. Jahrhunderts.

Johannes Wallstein

HANS BINDER: **Höhlenführer Schwäbische Alb.** Höhlen, Quellen, Wasserfälle. (Natur – Heimat – Wandern. Herausgegeben vom Schwäbischen Albverein) Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1977. 196 Seiten, 33 Zeichnungen und Kartenskizzen, 32 Tafeln. Plastik DM 19,80

Eine Übersichtskarte der Schwäbischen Alb, auf der die Blatteinteilung der Karte 1:50000 eingezeichnet ist, stellt zugleich das Gliederungsprinzip für die Einzelbeschreibungen dar, die mit dem Blatt Aalen beginnen und mit dem Blatt Singen enden. Mehr oder weniger ausführlich (je nach Bedeutung), immer aber gleich knapp und präzise wird Höhle um Höhle beschrieben nach Name, Lage und Zugang; meist werden die wichtigsten Maße aufgeführt, ebenso wird auf etwa vorhandene Spezialliteratur verwiesen. So knapp konnte der Verfasser – HANS BINDER ist wohl der beste Kenner der Albhöhlen – diese Einzelbeschreibungen halten, weil er auf Wiederholungen verzichtet und in einem einleitenden Teil all das zusammenfaßt, was für viele oder gar die meisten Höhlen zu sagen ist. Das Kapitel *Von den Höhlen und von der Verkarstung* ist ein Meisterstück kurz gefaßter und dabei doch so informationsreicher wie anschaulicher und verständlicher Darstellung. Auch die Benützung der Höhlen durch den Menschen und ihre Erforschung schildert HANS BINDER in einem Abriß; sein Interesse reicht bis zu den als Folge der Verkarstung entstandenen Bohnerzen und zu deren Verhüttung oder – um nur ein weiteres Beispiel zu nennen – zur Bedeutung der Höhlen als Ausflugsziele.

Willy Leygraf

MARIA SCHLANDT (Hg.): **Der Bodensee in alten Reisebildern.** Reiseberichte und Reisebilder aus vergangenen Zeiten. Wort und Welt Verlag Innsbruck 1977. 120 Seiten, 24 Abbildungen. Leinen DM 29,-

Unter den vielen bebilderten Darstellungen von Landschaften, die heute als Anlaß für Erinnerungen an Reisen (oder für Reisepläne) angeboten werden, fällt dieser Band durch seinen bibliophilen Anspruch auf. Ganzseitige Reproduktionen von Landschaftsdarstellungen rund um den Bodensee geben ihm sein Gesicht. Unter den Künstlern, denen wir diese zum Teil kolorierten Lithographien und die Stahlstiche verdanken, sind vor allem Andreas Pecht und Eberhard Emminger auch aus einer Reihe anderer neuerer Reproduktions-Veröffentlichungen einem größeren Publikum vertraut. Die Abbildungen werden begleitet von Texten, die man meist als zeitgenössisch bezeichnen könnte: das 19. Jahrhundert ist besonders stark vertreten. Neben Literaten wie Annette von Droste-Hülshoff, Wilhelm Raabe oder Gustav Schwab finden sich Künstler wie Karl Gustav Carus, Angelika Kaufmann und Johann Baptist Pflug und eine Reihe kritischer Reisender von Michel de Montaigne bis zu Carl Julius Weber. Die Texte sind erfreulicherweise so ausführlich zitiert, daß sie nicht nur wie erweiterte Bildunterschriften wirken, sondern Aufschluß geben über das Bild, mit dem sich der Bodensee diesen Autoren dargestellt hat.

Johannes Wallstein

KURT KLEIN: **Auf einsamen Pfaden. Wanderwege im Kinzigtal** mit Verzeichnis der Waldparkplätze und der Naturlehrpfade. Moritz Schauenburg Verlag Lahr 1977. 248 Seiten, 22 Kartenskizzen. Kunststoff DM 12,80

Der Pudding erweist sich beim Essen, sagt BERTOLT BRECHT. Und ein Wanderbuch zeigt meist erst «vor Ort», wie brauchbar es ist. Man kauft Hinweise auf 22 Wanderungen im Bereich des Kinzigtals mit einem Verzeichnis von 106 Waldparkplätzen und zahlreichen Wegeskizzen und meint, wohlgerüstet zu sein für erlebnisreiche Wanderungen. Aber dann muß man feststellen, daß der Wanderführer uns zwar gern begleitet (er sagt immerzu, was *wir* jetzt tun, wohin *wir* jetzt gehen, welchen Ausblick *wir* jetzt haben). Aber dann kommt ihm immer wieder seine Lust zu berichten und zu erzählen dazwischen, und er erzählt auch von ferneren Dingen, an die er sich erinnern läßt. Da kann es dann geschehen, daß ihm gleich zweimal die – allerdings zutreffende – Bemerkung einfällt: HEINRICH HANSJAKOB habe in seinen vielen volkstümlichen Schriften gerade dieser Landschaft und seinen Menschen ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Auf diese und ähnliche Weise wird manche Zeile verbraucht, in der wir lieber hilfreiche Informationen lesen würden. Wer die dann bei den Kartenskizzen sucht, ist auch nicht unbedingt gut beraten, denn es sind nur reine Wegeskizzen, sie verzichten auch darauf, den Maßstab anzugeben, obwohl der von Skizze zu Skizze wechseln kann. Ärgerlich ist, daß (wohl durch ein Versehen beim Umbruch) die Wanderung Nr. 17 *Im Jugendland der Kinzig* zunächst in Gedanken ausführlich ins weit entfernte Steinach führt, aber dann recht unvermittelt kurz hinter Ehenbogen abbricht – weil sich nämlich der Schluß der Wanderung nach Alpirsbach irgendwo im Buche (S. 190) verlaufen hat. Das wenigstens sollte korrigiert werden!

Willy Leygraf

FRITZ HOCKENJOS: **Wandern ein Leben lang.** Moritz Schauenburg Verlag Lahr 1977. 190 Seiten, 16 Abbildungen. Leinen DM 19,80

Dieses Buch ist keine Gebrauchsanweisung und keine Beschreibung von Wanderstrecken. Hier berichtet einfach einer, der von Kindesbeinen an gewandert ist und wandern wird, solange ihn die Füße tragen. So FRITZ HOCKENJOS in seinem Vorwort. Fast möchte man dieses Buch als widersprüchlich bezeichnen, denn es ist genau besehen von diesem ersten bis zum letzten Satz der Bericht eines Mannes, der mehr oder weniger allein und für sich gewandert ist und höchstens mit ein paar Freunden, mit seiner Frau. Und dabei ist er doch Vorsitzender des Schwarzwaldvereins! Aber diesen Gegensatz trägt er mit schöner Gelassenheit: nach der Hauptversammlung seines Vereins gibt es für ihn nichts Wichtigeres, als *ein Stück Schwarzwald unter die Beine zu nehmen.* Das aber bedeutet wiederum nicht, hier werde heimattümelig nur von Wanderungen zwischen Lahr und Wutachschlucht berichtet: seit er in der Familie das Wandern lernte, seit er es mit Freunden in der Jugendbewegung übte, ist FRITZ HOCKENJOS weit herumgekommen: er berichtet aus Norwegen und Lappland, aus der Provence und den Dolomiten mit der gleichen schlichten Anschaulichkeit und der gleichen verhaltenen Begeisterung für all das, was man unterwegs sehen und erfahren, was man sich erwandern kann.

Willy Leygraf

MAGNA GRÄFIN BEISSEL VON GYMNIC: **Über uns die Weitenburg.** Eine Chronik ländlicher Jugendstrieche. Schwabenverlag Ostfildern 1977. 84 Seiten, mit zeitgenössischen Fotos, Leinen DM 9,80.

Nach Württemberg aufs Land kam die Autorin 1901 als Achtjährige, konkret bedeutete das: zunächst auf die Weitenburg und dann ins unterhalb der Burg am Neckar gelegene Börstingen, wo die Familie ein schloßartiges Haus besaß. Die Autorin erinnert sich vor allem an große und kleine Strieche, an typische Kindheitsgeschichten. Im Umgang mit Dorf- und Schloßbewohnern, mit Herrschaft und Personal erlebt sie naiv, aber aufmerksam die soziale Schichtung in ihrer Umgebung. Deshalb bietet die Lektüre nicht nur harmlos-liebenswerte Erinnerungen an die *gute alte Zeit*, sondern zugleich immer wieder auch Informationen über einen genau umschriebenen Ausschnitt gesellschaftlicher Verhältnisse und Beziehungen in einer gar nicht so fernen Vergangenheit, die dennoch für die meisten Zeitgenossen nur noch auf solchen Umwegen schriftlicher Überlieferung faßbar ist.

Johannes Wallstein

Bürgerwehren, Bürgergarden

PAUL SAUER: **Revolution und Volksbewaffnung.** Die württembergischen Bürgerwehren im 19. Jahrhundert, vor allem während der Revolution von 1848/49. Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm 1976. 240 Seiten, 84 Abbildungen. Leinen DM 29,70

Man kennt die Bürgerwehren und Stadtgarden vor allem von weltlichen und kirchlichen Festen her, bei denen sie

wegen ihrer malerischen Uniformen gern gesehenes Zubehör sind. Bei ihrem Anblick denkt man kaum noch daran, daß es sich bei diesen friedlichen Truppen um die Nachfolger von Volksmilizen handelt, die vor allem in der Zeit um 1848 besondere Bedeutung gewannen. Sie waren der Ausdruck der Volksbewaffnung und eine Alternative zu den früheren Söldnerheeren, die allein dem Landesherren (und dessen Willkür) zur Verfügung standen. PAUL SAUER ist dem bewegten Auf und Ab der württembergischen «Volksmiliz» vor allem seit der Volkswaffenreform im Jahre 1809 nachgegangen. Er schildert die Bildung der Bürgermilizen in der Zeit der Restauration und des Vormärz, die Errichtung bürgerlicher Sicherheitswachen, das Verhältnis der Bürgerwehren zur revolutionären Bewegung im 19. Jahrhundert. Seine Untersuchung klingt aus mit dem Fortwirken des Volkswehrgedankens in Württemberg bis zur Anpassung Württembergs an das preußische Militärsystem. Die Bebilderung geht sogar noch einen Schritt weiter: am Schluß erscheint die Stadtgarde Saulgau, ein Bild aus neuerer Zeit. Aber die Abbildungen dieses Buches beschränken sich nicht auf die Wiedergabe malerischer Uniformen, die meisten bieten Dokumente für die Entwicklung und die Funktion der Bürgerwehren in Württemberg.

Johannes Wallstein

Kunst der kleinen Form

FRITZ NUSS: **Medaillen.** Mit Texten von OTTO MARZINEK und OTTO HEUSCHELE. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1977. 148 Seiten mit 114 Kunstdrucktafeln. Leinen DM 32,-

FRITZ NUSS ist 1907 in Göppingen geboren. Gerade rechtzeitig zu seinem 70. Geburtstag dokumentiert dieser Band seine Arbeiten nach 1949 (Früheres ist bis auf wenige Ausnahmen dem Krieg zum Opfer gefallen). In der Hauptsache hat FRITZ NUSS sich als Meister der Medaillenkunst erwiesen. Er hat allerdings auch Münzen entworfen; dieses meist eher kunsthandwerklich vertretene Genre überwindet und verläßt er jedoch meist, indem er die vielfach noch durch Umschriften betonte absolute Rundform aufgibt und einen unregelmäßigen Rand in die Gestaltung miteinbezieht. Dabei entstehen Relief-Miniaturen, Kleinformen von einer Vollendung und einem Rang, wie sie sonst eher bei der Vollplastik angetroffen werden. Die Themen sind oft der antiken Mythologie entnommen, aber auch die Formen der einzelnen Figuren, ihre Zusammenordnung zu Gruppen – vor allem in bewegten Szenen – lassen die Auseinandersetzung mit der Antike erkennen – nicht jedoch eine Abhängigkeit von dieser. Charakteristisch für Fritz Nuss sind auch eine Reihe von «Kultur-Medaillen», die sich bildnerisch mit der Form- und Gedankenwelt von Caspar David Friedrich, Paula Modersohn-Becker, Benvenuto Cellini u. a. beschäftigen. Die Abbildungen einiger Entwürfe neben denen der ausgeführten Medaillen geben aufschlußreiche Informationen über die künstlerischen Absichten und Verfahrensweisen.

Johannes Wallstein

Jahrbücher und Reihen

K. J. HERRMANN (Hg.): **Gmünder Studien 1/1976**. Beiträge zur Stadtgeschichte. Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd 1976. 234 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert DM 16,20

Mit diesem Band wird eine neue Publikationsreihe begonnen. Nach dem Vorwort des redigierenden Gmünder Stadtarchivars K. J. HERRMANN sollen in dieser Reihe solche Aufsätze und Miscellen Abdruck finden, deren Inhalt dazu geeignet erscheint, die wissenschaftliche Forschung zur Stadtgeschichte voranzutreiben. Die künftig in zeitlich lockerer Folge geplanten Veröffentlichungen sollen jeweils ein Schwerpunktthema behandeln; dieses Heft befaßt sich dementsprechend ausführlich mit der Geschichte des Klosters Gotteszell. Daneben finden sich u. a. Aufsätze zur Verfassungs- und zur Kunstgeschichte, die alle in Beziehung zum Erscheinungsort stehen.

HELMUT SCHMOLZ und HUBERT WECKBACH (Hg.): **Jahrbuch für schwäbisch-fränkische Geschichte** Band 28/1976. Historischer Verein Heilbronn 1976. 342 Seiten, 101 Abbildungen. Pappband

Am Anfang stehen Erörterungen von HELMUT SCHMOLZ über die Frage *Hat die Geschichte einen Sinn?* die in das BULTMANN-Zitat münden *der Sinn der Geschichte liegt vielmehr stets in der Gegenwart. Indem der Mensch die Verantwortung, in die er jetzt gestellt ist, erfaßt, erfaßt er den Sinn der Geschichte*. Die Spannweite der Themen reicht von der Untersuchung geologisch-morphologischer Bedingungen für geschichtliche Entwicklungen am Beispiel des fränkischen Königshofes in Heilbronn und REINHOLD BÜHRENS Abhandlung über *König Heinrich von Hohenstaufen (VII)*, über Glasmalereien in St. Kilian, die Geschichte der Wallfahrt von Neckarsulm nach Walldürn, über Wirtschaftsgeschichtliches zum Weinbau im Unterland, zum Luftangriff am 10. September 1944 auf Heilbronn und einem Rückblick *100 Jahre Historischer Verein Heilbronn*.

Württembergisch Franken Band 61. Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken. Im Verlag des Herausgebers Schwäbisch Hall 1977. 215 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert

Mehrfach begegnet man in diesem Band dem im vergangenen Jahr verstorbenen KARL SCHUMM, der ja auch der Arbeit des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES in vielfältiger Weise verbunden gewesen ist. Aus einem Aufsatz, der sich mit SCHUMMs Beiträgen zur biografischen Forschung über HEGEL beschäftigt, sei hier ein Absatz zitiert, der besondere Beachtung verdient: *Er hielt es für dringend wünschenswert, daß in Hegels Heimat eine angemessene Gedenkstätte eingerichtet werde, und wollte entsprechende Initiativen ergreifen. Dazu ist es nun nicht mehr gekommen. Über das Wie einer solchen Stätte, die nicht nur ein Ort antiquarischer Verehrung wäre, sondern Anlaß zu lebendiger Begegnung mit Hegels Werk und Wirkung, . . . müßte ernsthaft und differenziert nachgedacht werden.* – Es wäre schön, wenn KARL SCHUMM solches Nachdenken noch posthum auslösen könnte! Wie üblich enthält auch dieses Jahrbuch eine Fülle von Einzelmitteilungen zu den verschiedensten Themen. Für Leser außerhalb Württ. Franken dürfte vor allem eine Untersuchung von WALTER HAMPELE über einige Vertreter ostfränkischer und ostschwäbischer Mundartliteratur aus neuerer Zeit von Interesse sein.

KARL KEIM (Hg.): **Reutlinger Geschichtsblätter** Jahrgang 1977 Nr. 15 (Neue Folge). Reutlinger Geschichtsverein 1977. 120 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert Neben eher lokal interessierenden Überlegungen, ob PRINZ EUGEN wirklich Reutlinger Wein probiert hat, und dem Nachweis, daß der Belgrad-Befreier tatsächlich am 27. Juli 1704 in der Stadt gewesen ist, neben Bildern, Berichten und Erinnerungen aus Alt-Reutlingen und einem Bericht über den Umbau des Nürtinger Hofes ist vor allem auf eine Untersuchung von KARL KEIM hinzuweisen, die sich ausführlich mit der Schlacht bei Reutlingen am 14. Mai 1377 auseinandersetzt und Wahrheit und Dichtung in UHLANDS Ballade abwägt. Willy Leygraf

Anschriften der Verfasser

Prof. Dr. Helmut Dölker, Hegensberger Straße 118, 7300 Esslingen-Hegensberg

Dr. August Gebeßler, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Eugenstraße 3, 7000 Stuttgart 1

Werner Hacker, Stettener Straße 33, 7056 Weinstadt-Endersbach

Dr. Eberhard Hause, Im Breitenloch 17, 7100 Heilbronn
Heidrun Hofacker, Salzäckerstraße 154, 7000 Stuttgart 80

Dr. Wolfgang Irtenkauf, An der Lehmgrube 35, 7257 Ditzingen

Gert Kollmer, Hellerweg 18, 7300 Esslingen

Prof. Rudolf Lempp, Kappisweg 13, 7000 Stuttgart 1

Willy Leygraf, Redaktion SCHWÄBISCHE HEIMAT, Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1

Dr. Hans-Martin Maurer, Lieschingstraße 47, 7000 Stuttgart 80

Prof. Hannes Mayer, Hummelwiesen 18, 7000 Stuttgart 80

Dipl.-Ing. Max Preger, Springerstraße 84, 7980 Ravensburg

Dr. Franz Quarthal, Hundskapfklänge 40, 7400 Tübingen
Wilhelm Staudacher, Pürckhauerstraße 9, 8803 Rothenburg o. d. T.

Johannes Wallstein, c/o SCHWÄBISCHE HEIMAT, Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1

MITTEILUNGEN DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 4) – Fernruf: 22 32 43 – 9 bis 12 und 14 bis 16 Uhr, freitags bis 15.30 Uhr.
Konten: Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30 27-701 – Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 14/35 502

Esslinger Tage 1977

Das Esslinger Stadtjubiläum war der Anlaß, die Jahreshauptversammlung, die traditionelle Veranstaltung der GESELLSCHAFT FÜR NATURKUNDE, des VERBANDS DER WÜRTTEMBERGISCHEN GESCHICHTS- UND ALTERTUMSVEREINE und des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES in diesem Jahr nach Esslingen zu legen, sie unter das Thema «Geschichte – Vergangenheit oder Hinweis auf die Zukunft?» zu stellen und ihr den Namen ESSLINGER TAGE 1977 zu geben.

In der eindrucksvollen Umgebung des Alten Rathauses der ehemals Freien Reichsstadt wurde das Heute als Übergang zwischen Gestern und Morgen erkennbar, als die Herausforderung der Verantwortung eines jeden.

Der Biologe PROF. DR. C. BRESCH aus Freiburg demonstrierte in seinem Vortrag über *Das Ende der biologischen Evolution* auf eindringliche, bedrängende Weise, daß wir Menschen die Nachkommen von Kain sind und nicht die von Abel, daß die intellektuelle Evolution schneller als die biologische – und unerbittlich! – die Menschheit dahin «fortschreiten» läßt, wo nur die totale Umkehr noch die Selbstvernichtung verhindern kann, die Selbstvernichtung durch einen Fortschritt, der alle Ressourcen aufbraucht oder vergiftet – oder durch die zu der Todeswaffe degenerierten Produkte der Intelligenz.

Scheinbar nur von Äußerlichkeiten, von Gebäuden und Denkmälern, sprach DR. AUGUST GEBESSLER, der Präsident des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg. Aber seine warnende Aufforderung, Denkmalpflege nicht als kosmetische Operation an Häusern und Stadtbildern mißzuverstehen, sie als nur ästhetisierende Pflege von optisch wirksamer Gestaltung zu betreiben, statt als Möglichkeit, geschichtlich Gewordenes einzubringen zur Bewahrung des Unverwechselbaren von Umwelt und Lebenssphäre – diese Warnung zeigte, wie unzulänglich der Name Denkmalpflege ist für das Bemühen, durch überlegten Umgang mit dem Überlieferten Heimat auch für die Zukunft zu ermöglichen. (Dieser Vortrag ist auf den Seiten 278 ff. dieses Heftes abgedruckt.)

Stadt ohne Geschichte, sagte Staatssekretär GUNTRAM PALM, der die Grüße der Landesregierung überbrachte, sei wie ein Mensch ohne Gesicht, das geschichtlich Gewordene müsse für uns Verbindlichkeit haben, wenn wir mit Gegenwart und Zukunft zurechtkommen wollen. Und so stellte er die Verbindung her zwischen der gastgebenden Stadt und den Themen der ESSLINGER TAGE 1978. Nicht anders als auch der Esslinger Oberbürgermeister EBERHARD KLAPPROTH, der schon im Heft 1977/3 den Teilnehmern seinen Gruß entboten hatte und der nun noch einmal auf die Notwendigkeit hinwies, daß Organisationen wie die in Esslingen versammelten Verbände eine *herrliche Unbefangenheit des Vorgehens* zeigen und ohne Rücksicht

auf Opportunität hinweisen auf Gefährdungen und Bedrohungen für die Bedingungen unseres Lebens, für die Heimat.

Den Festvortrag *Der deutsche, europäische und globale Sinn einer modernen Regionalgeschichte* hielt der Münchener Historiker PROF. DR. KARL BOSL. Nur einige Leitgedanken dieses weit ausgreifenden und tief in die Theorie historischer Wissenschaft vordringenden Vortrags können hier andeutend zitiert werden: Für einen vernünftigen Menschen zahlt es sich aus, geschichtliche Bildung zu erwerben. – Zu den menschlichen Grundeigenschaften gehört die Erinnerung – und damit die Geschichte. – Regionalgeschichte, die nicht mehr im Dienst einer Dynastie oder einer Staatsideologie steht, kann den Blick auf kleinere Einheiten, auf konkrete Zusammenhänge lenken; in demokratischer Betrachtungsweise wendet sie sich von den Institutionen ab und hin zu den Menschen in einem Lande als Teilhaber an Gruppen und Gesellschaftsgliedern. – Vom Nahen des Regionalen aus lassen sich Vergleiche ziehen, die zu weiterreichenden Einsichten führen. – Der Mensch in seinem Lande, in seiner Heimat ist ein Grundthema moderner Regionalgeschichte, die damit zu einer Grundlage aller Universalgeschichte wird; denn sie erforscht und zeigt, wie Geschichte in einfachster Form geschieht.

Führungen durch die Stadt Esslingen und durch die nähere Umgebung ergänzten das Programm der ESSLINGER TAGE 1977. Neben und zwischen den öffentlichen Veranstaltungen befaßte sich eine Sitzung des Beirats des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES ausführlich und gründlich mit der Problematik des Freilichtmuseums, das nun doch noch einmal – wohl zum letzten Mal – realisierbar erscheint. In der Mitgliederversammlung wurden die notwendigen Regularien abgewickelt. Aus dem Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden Regierungspräsident a. D. Willi K. Birn sei hervorgehoben, daß seit langen Jahren zum ersten Male wieder eine positive Entwicklung des Mitgliederstandes zu verzeichnen ist: einem Abgang von 361 Mitgliedern steht ein Neuzugang von 401 Mitgliedern gegenüber! Die Finanzen des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES sind knapp ausgeglichen (die Versammlung erteilte dem Vorstand und der Geschäftsführung ohne Gegenstimmen die beantragte Entlastung), aber viele Aktivitäten müssen trotz dringender Notwendigkeit zurückgestellt werden, weil die Mittel fehlen: Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND muß sich allein aus den aufkommenden Mitgliedsbeiträgen und aus Spenden finanzieren, lediglich für die Herausgabe der Zeitschrift SCHWÄBISCHE HEIMAT gibt das Land einen zweckgebundenen Zuschuß von nicht einmal 20% der anfallenden Kosten! Um so wichtiger ist der persönliche Einsatz all derjenigen Mitglieder, die dem

SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND neue Mitglieder zuführen. Die Werbung neuer Mitglieder ist die eine wichtige Aktivität, zu der alle Mitglieder aufgerufen sind. Auf die andere Möglichkeit, aktiv an der Erfüllung der satzungsgemäßen Aufgaben mitzuwirken, wies der Vorsitzende Regierungspräsident a. D. Willi K. Birn mit Nachdruck hin: Die Augen offen zu halten und auf Bedrohungen und Schädigungen der Heimat in Stadt und Land zu achten und den Schwäbischen Heimatbund frühzeitig auf Vorgänge hinzuweisen, die sein Eingreifen erfordern.

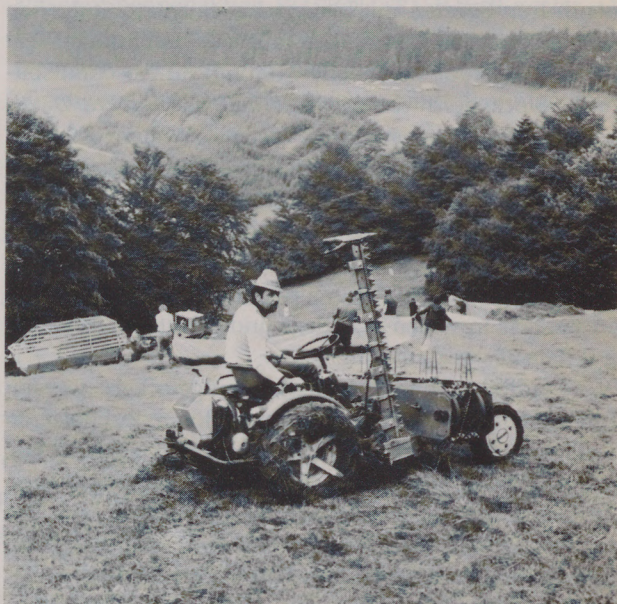
Aktion Irrenberg 1977

Aus dem Bericht eines Teilnehmers:

Wohl etwas skeptisch sahen einige der frühmorgens im steil-abschüssigen Gelände unseres Irrenberg-Grundstücks schon vorausmähenden Albbauern dem Häuflein «Stuegerter» entgegen, die arbeitswillig dem Reisebus entstiegen, irgendein Arbeitsgerät ergriffen – einen Rechen, eine Gabel, eine Sense – und nach kurzem Umsehen versuchten, möglichst fachgerecht sich hineinzufinden in die Arbeit der vielen, die da schon am Werke waren. Aber auch ohne große Arbeitseinweisung begriff doch bald jeder, worum es ging; mit viel Hallo rutschten schon bald die ersten mit Heu gefüllten Plastikbahnen mit einigen aufsitzenden Kindern zu Tale.

Der Balingen Oberbürgermeister und einige seiner Räte wirkten eifrig rechnenbewaffnet mit; und sonst eher kunstreisegewohnte Damen des grundbesitzenden SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES standen erstaunlich tüchtig die Konkurrenz mit den jungen Aktiven des «Heimatvereins Kohlraisle» aus Tübingen durch. Höhepunkt der fröhlich-schweißtreibenden Arbeit: Der Ruf der Jagdhörner zu Bier und heißer Wurst. Der schließlich doch noch als Kopf der ganzen Veranstaltung erkennbar gewordene Oberforststrat STOFFLER brachte das Gästebuch zu allgemeinem Eintrag, LEYGRAF sprach auch noch ergänzende Gruß- und Dankesworte – und die Krüge gingen um bis zum erneuten Auftaktblasen. Viel zu früh war dann schon die Arbeit getan – die «Stuegerter» waren doch leistungsfähiger als erwartet! – und FRAU HEITLAND rief auf, sich vor der Heimfahrt noch einmal zu stärken. Eigentlich wäre man gern noch länger geblieben an dieser so herrlich gelegenen Arbeitsstelle. Und wenn auch die Arbeit getan war: Oberforststrat STOFFLER konnte immer noch eine Pflanze vorweisen, eine botanische Besonderheit erklären und so verständlichmachen, daß nur das alljährliche Mähen und Ausräumen die einmalige Schönheit dieses Naturschutzgebietes erhalten kann. Aber man sollte für künftige Jahre vielleicht doch darauf hinweisen, daß – bei der Altersstruktur des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES – auch Familienersatz gestellt werden kann für diese fröhliche Arbeit im Naturschutzgebiet Irrenberg! (Obwohl manch «Jünger» sich von manchem «Alten» übertreffen lassen mußte!)
Walter Bauer

(Zur Aktion Irrenberg vgl. den Hinweis auf die Wiederholung im Jahre 1978 auf Seite 343 dieses Heftes!)



Alte Stadt morgen

Esslingen war im Jubiläumsjahr u. a. auch Tagungsort der Arbeitsgemeinschaft für Stadtgeschichtsforschung, Stadtsoziologie und städtische Denkmalpflege, jetzt umbenannt in Arbeitsgemeinschaft «Die alte Stadt.» Die Tagung befaßte sich mit der Frage, wie die Stadtgestaltung in historischen Städten in den Griff zu bekommen ist.

Für die Arbeitsgruppe Stadtgestaltung und Stadtbildpflege referierten die Professoren BREITLING (Graz), TRIEB (Stuttgart), MIELKE (Berlin) und SCHLEGEL (Stuttgart). – Prof. BREITLING gab Beispiele der Harmonie zwischen Stadt und Landschaft und warnte, bei Erweiterungsplanungen die Freiräume vor den Städten zu zerstören. Sehr oft würde die Silhouette einer Stadt verbaut; und die Stadtbilder, die sich darbieten, wenn man auf eine Stadt zukommt, würden ausradiert. Das andere Problem sei die Harmonie des Stadtgefüges, der Struktur, sowie die Bezogenheit der Gebäude zueinander und gegeneinander. Es wurde deutlich gemacht, daß bei Stadtsanierung, namentlich in Städten mit historischer Substanz, folgende Punkte berücksichtigt werden müssen: Hofbildung, Versatz der Gebäude zueinander, Raum und Abschnittsbildung, Blockverschiebung, Abschluß nach oben, Dachlandschaften, liebenswürdige Details. Weitere wichtige Punkte sind die Erhaltung oder Erreichung eines atmosphärischen Erlebnisses durch Bewuchs, Straßenausstattung. Es hat sich gezeigt, daß durch die Nutzung des Erdgeschosses durch die Hauseigentümer selbst – etwa als Laden – und durch Eigentümerwohnung im Obergeschoß ein starkes Einwirken auf Pflege und Erhalt von Fassaden und Bausubstanz ausgeht.

Das Stadtbild könne zusätzlich aufgelockert werden durch Schaffung von Spielplätzen in Höfen, Ruheplätzen für Eigentümer und Mieter in Winkeln und Nischen. Dagegen wäre es falsch, die Altstädte mit Cityfunktionen überlagern zu wollen; dies würde die Altstädte mit der Zeit tot machen. Ideal wäre es, eine Ausweichcity neben der historischen Altstadt zu schaffen und die Altstadt einer Fußgängerzone zu überlassen. Wohnungen allerdings müßten in diesen Altstädten verbleiben. Diese Wohnungen müßten attraktiver werden. Die Ränder der Altstadt sollten sichtbar gemacht werden.

PROF. TRIEB betonte zum Thema Gestaltungssatzung, dies sei ein in Paragraphen gekleideter Entwurf, wie eine Stadt später aussehen solle, mit anderen Worten: ein Modell der zukünftigen Stadt. Die Frage erhebe sich, ob es Anmaßung sei, jetzt das Stadtbild der alten Stadt von morgen durch Satzungen zu prägen. Trage tatsächlich die Stadterneuerung, wie es die Denkmalpfleger lange gesehen haben, zur Zerstörung der alten Stadt bei? Eine weitere Frage gilt der sogenannten Betonverehrung. Nach PROF. TRIEB ist diese gestalterische Freiheit bis zur Zerstörung ausgeschöpft worden, und hier schließe sich die Frage an, ob Selbstdarstellung und Eigenegoismus der Architektenschaft an den Bausünden der meisten Städte schuld seien. Um der Verarmung der Fassaden entgegenzutreten, kann es nach PROF. TRIEB nur eine Antwort geben: gemeinsame Stadtgestaltung und Individualität in der Planung. Alle

Stadtgestaltung soll kein Zufall, sondern bewußt oder unbewußt das Ergebnis unseres Handelns sein.

Deshalb sollten die Gemeinden ihre Gestaltungssatzung nicht von anderen Gemeinden abschreiben, sondern erarbeiten mit Testentwürfen der Architekten, nach Zusammenarbeit mit den Eigentümern, denen ein Großteil der Gebäude gehört. Sie sollten einen Artikel in der Satzung vorsehen, nach dem Unvorhersehbares später in Abständen überprüft werden kann. Klar seien die baulichen Materialien in der Satzung vorzuschreiben. Daraufhinwirken solle man, daß Fassadenverkleidungen einer Anzeigepflicht unterliegen müssen, Hausbreiten und Haushöhen müßten variabel festgelegt werden. Eine Gestaltungssatzung solle auch darüber Auskunft geben, wo Loch- und wo Brandfassaden möglich sind. Die politischen Gremien müßten in allen Fällen zum Inhalt der Satzung stehen; die Satzung müsse fortgeschrieben werden können.

Im Arbeitskreis Stadtbildpflege stellte Prof. MIELKE die Werbeeinrichtungen unter das Kriterium «Ästhetik oder Profit». Für das «zuviel» führte er den Satz an: «Wenn alle schreien, versteht niemand mehr etwas». Oft überschneide sich die Werbung mit dem alten Kommunikationsmittel der Fassade. Man sehe an den Werbeeinrichtungen deutlich, ob sich ein Kaufmann oder Geschäftsmann hervortun wolle, oder ob er bereit sei, sich unterzuordnen. Die Werbemittel als Umweltverschandelung müssen gleichgesetzt werden mit Umweltverschmutzung durch Lärm und Abgase.

PROF. SCHLEGEL zeigte im gleichen Arbeitskreis Farbgestaltungssätze in alten Stadtbildern. Es müsse soweit kommen, daß Bürger vor einer Renovierung der Fassaden bei den Planungsämtern vorsprechen und sich dort über die Farbgebung beraten lassen. Die öffentliche Bewußtseinsbildung sei dringend notwendig.

Helmuth Erkert

Das Haus SCHIMPF in Tübingen

Die Stadt Tübingen hat einen neuen Entwurf eines Bebauungsplans für das Schimpf-Eck vorgelegt und zur Vorberatung in die zuständigen Gremien gegeben, der von der Erhaltung des Hauses SCHIMPF ausgeht. Ausdrücklich wird erklärt: *Der Abbruch des Hauses SCHIMPF wird von einem Teil der Bevölkerung als schwerer und durch eine Neugestaltung nicht auszugleichender Verlust für das Tübinger Stadtbild betrachtet.* – Die Ortsgruppe Tübingen des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES hat ihr Teil dazu beigetragen, daß sich dies bis in die Rathausstuben herumgesprochen hat!

Mitgliederwerbung

Unterstützen Sie bitte auch weiterhin durch Werbung neuer Mitglieder die Arbeit des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES für unsere Heimat!

Zeigen Sie Ihren Verwandten, Freunden und Bekannten

unsere Zeitschrift SCHWÄBISCHE HEIMAT, unser Veranstaltungs- und Fahrtenprogramm, erzählen Sie von unseren Bemühungen um die Erhaltung und sinnvolle Gestaltung unserer heimatlichen Umwelt. Interessieren Sie auch junge Menschen für das Land, in dem sie leben und arbeiten werden und dessen Schicksal mit ihrem eigenen Leben eng verknüpft sein wird.

Denken Sie bei festlichen Anlässen daran, daß eine Patenschaft, ein Jahresabonnement oder eine Mitgliedschaft im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND Geschenke sind, mit denen Sie für wenig Geld viel Freude bereiten können. Geschenkgutscheine können Sie bei der Geschäftsstelle anfordern. Unseren Werbeprospekt, der zugleich Formular für eine Beitrittserklärung ist, und Probehefte der SCHWÄBISCHEN HEIMAT schicken wir auf Anforderung gerne zu. Auch im Jahre 1978 werden wir wieder eine Reihe wertvoller Preise für die Verlosung unter all denen bereitstellen, die dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND neue Mitglieder gewonnen haben.

Jede einzelne Werbung gilt als ein Los, zehnfache Werbung bedeutet zehn Lose – und damit zehnfache Chance. Auch wer eine Patenschaft für ein Mitglied übernommen hat oder übernimmt, hat im ersten Jahr dieser Patenschaft das Recht, an dieser Verlosung teilzunehmen.

Jedes neu gewonnene Mitglied hilft dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND bei der Erfüllung seiner vielfältigen Aufgaben.

Zum Jahresende die übliche Erinnerung:

Sollten Sie Ihren Mitgliedsbeitrag noch nicht entrichtet haben:

Er beträgt

22,- DM für Einzelmitglieder

44,- DM für korporative Mitglieder

11,- DM für Mitglieder in Berufsausbildung

Unsere Konten finden Sie oben angegeben. – Zusammen mit Ihrem Einzahlungsbeleg können Sie den unteren Abschnitt der Beitragsrechnung für steuerliche Zwecke verwenden.

Eine Bitte: Füllen Sie alle Überweisungen vollständig und auch in der Durchschrift deutlich lesbar aus! Vergessen Sie nicht, Name, Vorname und Wohnort genau anzugeben! Lassen Sie uns Wohnungswechsel und Namensänderungen ebenfalls wissen!

Unsere Spendenaktion WACHOLDERALB läuft weiter. Die Erhaltung und der Schutz der heimatlichen Landschaft brauchen Ihre Hilfe. Bescheinigungen über die Steuerbegünstigung Ihrer Spende schicken wir Ihnen unaufgefordert zu.

Die Geschäftsstelle ist in der Zeit vom 27. Dezember 1977 bis zum 5. Januar 1978 geschlossen.

Veranstaltungen 1977/78

Oswald von Wolkenstein und seine Zeit

Besuch der Ausstellung in Schloß Weil bei Esslingen
Führung: **Dr. Wolfgang Irtenkauf und Hans-Dieter Mück**
Samstag, 10. Dezember 1977
Abfahrt 13.15 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart
Teilnehmergebühr: DM 12.50

Mittwoch, 25. Januar 1978, 19.30 Uhr
Wilhelmspalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Dr. ERNST EICHHORN (Ansbach)
Bezirksheimatpfleger für Mittelfranken

Lichtbildervortrag
Prag
Kaiserstadt im Herzen Europas

(vgl. dazu auch Fahrt Nr. 6 «Prag»)

Mittwoch, 22. Februar 1978, 19.30 Uhr
Wilhelmspalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

ALBRECHT RIEBER
(Ulm)

**Schwaben – Geschichte eines Stammes
im Laufe der Jahrhunderte**

Studienfahrten 1978

Wir erbitten für jede einzelne Fahrt eine besondere Anmeldung in Postkartengröße – quer beschrieben, möglichst auf stärkerem Papier – nach folgendem Muster.

Name: _____ Personenzahl: _____

Anschrift: _____

Begleitperson: _____

Zimmerwünsche: Einzelzimmer / Doppelzimmer
Doppelzimmer evtl. zusammen mit: _____

Fahrt Nr.: _____ Angemeldet am: _____

Teilnahmebedingungen

1. Nur schriftliche Anmeldungen nach vorstehendem Muster, Postkartengröße, im Querformat beschrieben.
2. Teilnehmergebühren bitte erst nach erfolgter Bestätigung mit Angabe der Fahrtnummer überweisen. Nach dem Eingang der Überweisungen richtet sich die Verteilung der Plätze im Bus. Wegen der begrenzten Teilnehmerzahl sowie wegen der Hotel- und Busbestellungen bitten wir um frühzeitige Anmeldung.
3. Geben Sie an, mit welchem Teilnehmer Sie bereit sind, bei Übernachtungen ein Zimmer zu teilen.
4. Wenn es nicht anders angegeben ist, sind in den Teilnehmergebühren enthalten: Fahrtkosten, Honorare für Führungen, Eintrittsgelder, Bearbeitungsgebühren und Unkosten der Geschäftsstelle.
5. Üblicherweise erhalten Sie 3 bis 4 Wochen vor Fahrtbeginn ein Rundschreiben mit weiteren Einzelheiten.
6. Rücktritt von der Anmeldung ist bis 14 Tage vor Fahrtbeginn möglich. In diesem Falle ist eine Bearbeitungsgebühr von 10% der Teilnehmergebühren zu entrichten.
7. Bei späterem Rücktritt verfallen die Teilnehmergebühren, wenn gebuchte Plätze frei bleiben.
8. Sollten der Geschäftsstelle keine Ersatzteilnehmer gemeldet sein, kann der Absagende den Platz von sich aus weitervermitteln.
9. Die Kosten der Übernachtung und Verpflegung werden von den einzelnen Teilnehmern selbst getragen und in der Regel unmittelbar mit den Gaststätten und Hotels abgerechnet. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND übernimmt nur die Vermittlung bei den Hotels und Gaststätten.
10. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND übernimmt keinerlei Haftung bei Unfällen und Verlusten. Das Omnibusunternehmen haftet im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen. Außerhalb des Busses bewegen sich die Teilnehmer auf eigene Gefahr.
11. Die Abfahrtszeiten entnehmen Sie jeweils den Angaben bei den einzelnen Fahrten, sie müssen pünktlich eingehalten werden.

12. Mitglieder in Berufsausbildung erhalten 20% Ermäßigung auf die Fahrtkosten.

Ehe Sie das Fahrtenprogramm 1978 studieren, noch eine Bitte: Vergessen Sie nicht, auch in den kommenden Hefen der SCHWÄBISCHEN HEIMAT unter den *Mitteilungen* nachzusehen, ob sich nicht etwa ein Termin geändert hat.

1

Städte und Klöster zwischen Donau und Ries

Führung: **Manfred Akermann**

Freitag, 31. März bis Sonntag, 2. April 1978

Abfahrt: 7.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 68.–

Stuttgart – Heidenheim-Brenz – Obermedlingen – Gundelfingen – Lauingen – Haunsheim – Maria Mödingen – Dillingen (Übernachtung) – Höchstädt – Donauwörth – Kaisheim – Leitheim – Neuburg (Übernachtung) – Bergen – Monheim – Wemding – Nördlingen – Heidenheim – Stuttgart

Die wie Perlen entlang der Donau aufgereihten Städte Gundelfingen, Lauingen, Dillingen, Höchstädt, Donauwörth und Neuburg bieten mit ihren sakralen und profanen Bauten, ihren starken Befestigungsanlagen und großzügigen Straßenplätzen ein vielfältiges Bild urbaner Erscheinungsform. Die einstigen weltlichen und geistlichen Residenzen Neuburg und Dillingen, sowie die ehemalige Freie Reichsstadt Donauwörth bilden dabei besondere Glanzpunkte. Wenig bekannt sind die Klosteranlagen Maria Mödingen, Obermedlingen und Kaisheim sowie die Wallfahrtskirchen Bergen bei Neuburg und Maria Brünnelein bei Wemding. Das mittelalterliche Nördlingen setzt den großartigen Schlußpunkt unter eine Fahrt, die zeigen soll, wie reich dieser eng begrenzte Teil des östlichen Schwabens an bedeutenden historischen Stätten und künstlerischen Kostbarkeiten ist.

2

Das Mümlingtal im Odenwald

Fahrt ins Kernland der früheren Grafschaft Erbach

Führung: **Dr. Heinz Schmitt**

Sonntag, 16. April 1978

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 28.–

Eberbach – Beerfelden – Erbach – Michelstadt – Breuberg
Das Mümlingtal gehörte früher fast in seiner ganzen Ausdehnung zur Grafschaft Erbach. Diese hat große Teile des Odenwalds verwaltet und wirtschaftlich und kulturell geprägt. Die Fahrt soll einen Eindruck vom Kernland der alten Grafschaft vermitteln. An kulturhistorischen Stätten werden unter anderem die karolingische Einhardsbasilika bei Michelstadt, die Schlösser Breuberg, Erbach und Fürstenau, die Richtstätte mit dem Galgen bei Beerfelden sowie die Städte Erbach und Michelstadt besichtigt. Das Odenwälder Hausgewerbe soll in Form der Elfenbein-

schnitzerei, die für das Erbacher Gebiet typisch ist, vorgestellt werden.

3

Süddeutsche Bischofsstädte (I): Konstanz

Führung: **Dr. Volker Himmelein**

Samstag, 22. April bis Sonntag, 23. April 1978

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 58,-

Stuttgart – Rottweil – Singen – Konstanz. Samstagnachmittag und Sonntagvormittag Stadtrundgang und Besuch des Rosgartenmuseums. Sonntagnachmittag mit dem Schiff nach Meersburg (Residenz des Konstanzer Bischofs seit 1526) – Baitenhausen (Wallfahrtskapelle des 18. Jh.) – Ravensburg – Sigmaringen – Reutlingen – Stuttgart

In kaum einer anderen Bischofsstadt läßt sich das Neben-, Mit- und Gegeneinander von geistlicher und städtischer Macht und Kultur an einer solchen Fülle von Denkmälern studieren, in kaum einer anderen Stadt Süddeutschlands werden so viele historische Erinnerungen wach von den Römern über die Staufer und das Konzil bis hin zur Revolution von 1848 wie in Konstanz. Ein Besuch der späteren Residenz der Fürstbischöfe in Meersburg und einer kleinen aber feinen Wallfahrtskapelle runden die Reise an den Bodensee wirkungsvoll ab.

4

Spuren der Markgrafen von Baden:

Alt-Backnang – Burg Reichenberg – Oppenweiler

Führung: **Hermann Trefz**

Mittwoch, 26. April 1978

Abfahrt: 13.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 14,-

Stuttgart – Backnang – Reichenberg – Oppenweiler – Stuttgart

Der Nachmittag ist dem Kennenlernen des alten Backnangs gewidmet, der Stiftskirche mit der Markgrafenkrypta, dem Stadtturm und dem Ortsmuseum. In der Umgebung von Backnang wird noch die Markgrafenburg Reichenberg besucht und das Sturmfederschloßchen in Oppenweiler angesehen.

5

Prag – Die Goldene Stadt an der Moldau

Führung: **Peter Dellefant**

Freitag, 28. April bis Montag, 1. Mai 1978

Abfahrt: 7.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 324,- (incl. Visagebühren und Vollpension)

Stuttgart – Nürnberg – Waidhaus – Pilsen – Prag – Pilsen – Waidhaus – Nürnberg – Stuttgart

Diese Exkursion setzt die Reihe der Fahrten fort, die den Spuren wechselseitigen Kulturaustausches zwischen Böhmen und dem deutschen Südwesten folgen. Selbstverständlich werden die Bauwerke und Anlagen von überragendem europäischen Rang – Hradschin, Veits-

dom, Altstädter Ring und Altstädter Rathaus, Karlsbrücke u. v. a. m. – besucht. Gleiche Aufmerksamkeit gilt aber auch den eher atmosphärisch wirksamen Besonderheiten in der Prager Stadtlandschaft. Der Besuche der Armenschule (Synagoge) in der Josefsstadt und des jüdischen Friedhofs vermitteln einen Eindruck von dem reichen kulturellen Leben im Prager Ghetto und erinnern an den Anteil, den viele Juden am geistigen Leben der Moldaustadt gehabt haben. – Auf der Hin- und Rückfahrt sind weitere Besichtigungen vorgesehen: Pilsen und die Burg Karlstein.

Zur Ergänzung und Vorbereitung: Am 25. Januar 1978 spricht **Dr. Ernst Eichhorn** in Stuttgart über «Prag – Kaiserstadt im Herzen Europas» (vgl. die Ankündigung Seite 335 in diesem Heft).

Ein gültiger Paß ist unbedingt erforderlich. Das Paßbild sollte den Paßinhaber gut erkennbar zeigen. Das Tschechische Reisebüro vermittelt uns Unterkunft und Verpflegung. Bitte melden Sie sich für diese Fahrt umgehend an. Etwa 4 Wochen vor Fahrtbeginn sollten wir dann Ihren Paß weiterleiten, um alle Formalitäten reibungslos abwickeln zu können.

6

Über den Fernpaß in den Vintschgau

Führung: **Albrecht Rieber**

Freitag, 28. April bis Montag, 1. Mai 1978

Abfahrt: 7.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 121,-

Stuttgart – Ulm – Kempten – Reutte – Fernpaß – Telfs – Kloster Stams – Landeck – Reschenpaß – Burgeis – Kloster Marienberg – Mals – Taitcher Bichl – Churburg – Glurns – Taifers – Mustair – Prad – Laas – Naturns – Thurnstein – Schnalstal – Latsch – Schlanders – Mustair – Ofenpaß – Zernez – Fluelapaß – Davos – Landquart – Vaduz – Feldkirch – Bregenz – Lindau – Ulm – Stuttgart

Der Vintschgau, d. h. das obere Etschtal, gehörte ursprünglich zum Bistum Chur und damit zum Herzogtum Schwaben, bis – beginnend im 13. Jahrhundert – die Grafen von Tirol ihn zu ihrer Herrschaft zogen. Aus Stauferbesitz erwarben sie auch einstiges Gut der Welfen im Oberinntal und beim Fernpaß und gründeten das Kloster Stams. Vom 17. bis zum 19. Jahrhundert lag der Vintschgau im Verkehrsschatten und verarmte. Daher blieben viele alte Bauten erhalten – Burgen, Märkte, Klosterkirchen – und wurden nicht durch Bauten neuerer Stilperioden ersetzt. Gerade im Frühling der Alpensüdseite bieten diese Plätze malerische Ansichten und stimmungsvolle Bilder.

Für diese Fahrt ist ein gültiger Reisepaß oder Personalausweis erforderlich.

7

Vom Tessin bis zu den oberitalienischen Seen

Führung: **Peter Brenner**

Samstag, 29. April bis Sonntag, 7. Mai 1978

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 236,- (ohne Bergbahnkosten und Eintrittsgelder!)

Stuttgart – Lugano – Comer See – Lago Maggiore – Luganer See – Stuttgart

Standort: in oder bei Lugano

Mit dem Kanton Tessin greift die Schweiz weit über die Zentralalpen nach Süden, bis unmittelbar vor Como, in das lombardische Hügelland hinein. Auf der Fahrt nach dem Tessin erlebt man den erstaunlichsten Wechsel zwischen Hochgebirgsstimmung und dem buchstäblich heiteren Süden. Ein mildes Klima bringt einen frühen Frühling und die üppige Vegetation überrascht mit einer mediterranen Flora. Alte Städte, Märkte, Kirchen und malerische Landschaften, Inseln und Seitentäler, Bergwanderungen (teils mit Lift und Bergbahnen) machen diese Exkursion zu einem besonderen Erlebnis.

Bergfeste Schuhe und Wanderkleidung sowie ein gültiger Paß oder Personalausweis sind erforderlich.

8

Das obere Kochertal

Geologie und Botanik einer Landschaft

Führung: Dr. Hans Scheerer

Sonntag, 30. April 1978

Abfahrt: 7.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 25,-

Stuttgart – Schorndorf – Aalen – Oberkochen – Wasseralfingen – Untergröningen – Sulzbach a. K. – Gaildorf – Gschwend – Schorndorf – Stuttgart

Die Exkursion führt zu den beiden Kocherquellen bei Oberkochen, sodann den Kocher abwärts bis Gaildorf. Der Schwerpunkt liegt auf Botanik und Geologie mit Flußgeschichte und Talmorphologie, jedoch werden die kunstgeschichtlichen und historischen Stätten dieser im allgemeinen wenig besuchten Landschaft ebenso zu ihrem Recht kommen.

9

Zwischen Ellwangen und Neresheim

Klosterherrschaften, Fürstentümer, Reichsstädte und Rittergüter

Führung: Dr. Wilfried Setzler

Sonntag, 30. April bis Montag, 1. Mai 1978

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 48,-

Stuttgart – Schwäbisch Gmünd – Hohenberg – Ellwangen – Schönenberg – Schrezheim – Lauchheim – Röttingen – Kirchheim a. R. – Bopfingen – Flochberg – Neresheim – Katzenstein – Duttenstein – Heidenheim – Göppingen – Stuttgart.

Abgesehen von den ganz besonderen landschaftlichen Reizen (Ries und Härtsfeld) bietet die Gegend zwischen Ellwangen und Neresheim einen großen Reichtum an historischen, kunst- und kulturgeschichtlichen Sehenswürdigkeiten. Hier spiegelt sich die Vielfalt des alten Deutschen Reiches «en miniature»: Ellwangen (Fürstresidenz), Kirchheim a. R. (Frauenkloster), Bopfingen

(Reichsstadt), Neresheim (Reichskloster), Duttenstein (Rittergut). Die kunstgeschichtlichen Zeugnisse reichen von der Romanik bis zum Klassizismus. Doch werden auch jene «rechts und links der Straße» liegenden Kleinode nicht vergessen: Hohenberg (ehemalige Propstei von Ellwangen, kleine romanische Basilika), Schrezheim (seltener Fayence-Altar), Röttingen («Perle der Spätgotik»), Burg Katzenstein (Kemenate mit romanischem Kamin) und Burg Duttenstein (Jagdschloß der Thurn und Taxis).

10

Auf der Schopflocher Alb

Naturkundliche Wanderungen

Führung: Dr. Oswald Rathfelder

Donnerstag, 4. Mai 1978 – Himmelfahrt

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 23,-

Stuttgart – Scharnhausen (Vulkanschlot) – Weilheim u. T. (Naturschutzgebiet Eichhalde) – Ochsenwang (1½ Stunden Wanderung): Breitenstein, Auchtert – Mörikefels – Naturschutzgebiet Randecker Maar – Naturschutzgebiet Schopflocher Torfmoor – Schopfloch – Gutenberg – Erkenbrechtsweiler Berghalbinsel – Neuffen – Beuren – Stuttgart

Das Ziel der traditionellen Himmelfahrtsexkursion ist diesmal eine der meistbesuchten Erholungslandschaften des Mittleren Neckarraumes. Neben der landschaftsgeschichtlichen Entwicklung mit den überaus reichen naturkundlichen Besonderheiten in diesem Bereich des Albtraufs wird vor allem auch die jahrelange Bemühung um den Schutz und die naturnahe Gestaltung der Berghalbinsel (3 Naturschutzgebiete, großflächige Landschaftsschutzgebiete, Naturdenkmale) an Beispielen gezeigt und erörtert.

11

Oberfränkisches Triasland und Frankenwald

Geologie und Geschichte

Führung: Prof. Dr. Erwin Rutte

(Geologisches Institut der Universität Würzburg) und

Dr. Wolfgang Irtenkauf

Himmelfahrt, 4. Mai bis Sonntag, 7. Mai 1978

Abfahrt: 7.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 133,-

1. Tag: Stuttgart – Würzburg – Schweinfurt – Haßberge – Grabfeldgau – Coburg (mit Besuch der Veste) – Frankenwald.

2. Tag: Besuch des Frankenwaldes I: Tettau – Falkenstein – Lauenstein – Ludwigsstadt – Steinbach – Teuschnitz.

3. Tag: Besuch des Frankenwaldes II: Kulmbach – Töpen (bei Hof) – «Hölle» – Lichtenberg – Steben – Naila – Nordhalben – Rodachtal.

4. Tag: Aus- und Einblick ins Fichtelgebirge. Rückfahrt über Autobahn Bayreuth – Nürnberg – Stuttgart.

Diese Fahrt, eine inzwischen traditionelle und sehr bewährte Mischung von Geologie und Geschichte, soll an die letztjährige Rhönexkursion anschließen. Sie wird mit

einem durch die heutige Grenzziehung abseits liegenden Waldgebirge, das als Fortsetzung des Thüringerwaldes gelten kann, vertraut machen: dem Frankenwald. Er liegt im Verkehrsschatten und ist daher kaum bekannt. Für den Geologen wie für den Historiker, aber auch für den mit der Literaturgeschichte Vertrauten ergeben sich eine Fülle von Einblicken und Aufschlüssen, die wir sowohl durch die Ersteigung der höchsten Erhebungen wie auch durch die Begehung des romantischen Höllentals (deshalb gutes Schuhwerk!) nutzen wollen.

12

Schönbuch

Landschaft und Geschichte

Führung: **Prof. Dr. Helmut Dölker**

Mittwoch, 10. Mai 1978

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 14,-

Stuttgart – Waldenbuch – Schönaich – Neuweiler – Weil im Schönbuch – Schaihnhof – Kälberstelle – Dettenhausen – Stuttgart

Der Schönbuch ist meist nur als Naturpark, als das größte innerwürttembergische Waldgebiet und Rotwildrevier bekannt. Geschichte wird hier oft nur wahrgenommen, wenn das Kloster Bebenhausen ins Blickfeld kommt. Aber fast alle Schönbuchgemeinden haben ihre historischen Besonderheiten, viele auch Kostbarkeiten der Kunst aufzuweisen. Besonderen Rang nimmt Waldenbuch ein mit dem ehemaligen Jagdschloß der Württemberger. Waldenbuch steht denn auch im Mittelpunkt dieser Exkursion. Außerdem sollen einige weniger bekannte Plätze im Wald aufgesucht werden.

13

Pfingsten in Oberschwaben

Abseits der großen Straßen

Führung: **Maria Heitland**

Samstag, 13. Mai bis Montag, 15. Mai 1978

Abfahrt: 14.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 70,-

Vorläufiges Programm

Samstag, 13. Mai 1978

20.00 Uhr

Bibliotheksaal des Klosters Ochsenhausen

Festliches Konzert

Sonntag, 14. Mai 1978

10.30 Uhr

Bibliotheksaal des Klosters Ochsenhausen

Matinee:

Mundartdichtung in Oberschwaben

14.30 Uhr

Exkursion

Ochsenhausen – Freilichtmuseum Kürnbach – Steinhäuser Ried – Oggelshausen – Ochsenhausen

Das Freilichtmuseum Kürnbach ist der erste derartige Ansatz im ehem. Württembergischen Landesteil; angesichts der aktuellen Diskussion um ein Freilichtmuseum Baden-Württemberg ist Kürnbach besonderes Aufmerksamkeitswert. – Landschaftsgeschichte und Naturschutzprobleme werden im Steinhäuser Ried besonders anschaulich.

Montag, 15. Mai 1978

9.00 Uhr

Exkursion

Ochsenhausen – Schwendi – Wain – Orsenhausen – Laupheim – Rißtissen – Altsteußlingen – Lutherische Berge – Stuttgart

Diese Exkursion führt vor allem in zwei in sich abgeschlossene Kleinlandschaften, die ein wenig im Schatten des Verkehrs, der Entwicklung und des Interesses liegen: die «Holzstöcke» südlich und die «Lutherischen Berge» nördlich der Donau. Außerdem werden eine Reihe von Orten besucht, die im Zusammenklang von Geschichte, Kunst und moderner Entwicklung typisch sind für das nördliche Oberschwaben und den benachbarten Teil der Alb.

14

Reutlingen

Altstadt und Neusiedlungen

Führung: **Dr. Wilfried Setzler**

Mittwoch, 17. Mai 1978

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 15,-

Reutlingen weist als alte Reichsstadt nicht nur eine Fülle von mittelalterlichen Bau- und Kunstdenkmälern auf (Marienkirche, Klosterhöfe), sondern als eine der frühindustrialisierten Städte auch städtebauliche Besonderheiten, wie sie erst neuerdings verstärkt in unser Blickfeld getreten sind: die Arbeitersiedlung Gmindersdorf oder eine der ersten «Trabantenstädte» nach dem zweiten Weltkrieg wie «Orschelhagen». Beide Seiten der alten, aber lebendigen Stadt an der Echaz kennenzulernen, ist das Ziel dieser Fahrt.

15

Alte Kirchen im Kreis Ludwigsburg (III)

Führung: **Markus Otto**

Samstag, 20. Mai 1978

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 14,-

Stuttgart – Mundelsheim – Ottmarsheim – Gemmrigheim – Stuttgart

Die Mundelsheimer Kilianskirche ist eine der unbekannteren «Schatzkammern» unseres Landes, deren zum Teil erst kürzlich freigelegte, nun insgesamt nahezu vollständig sichtbare spätgotische Ausmalung besonders durch die ausführlich dargestellte Kilianslegende einen Seltenheitswert besitzt. Die malerisch im Ortsbild hervortretende Pfarrkirche St. Hippolyt in Ottmarsheim zeigt die meisterhafte Barockisierung des Inneren einer gotischen

Dorfkirche. Die baugeschichtlich interessante St.-Johannes-Baptista-Kirche in Gemmingen überrascht durch eine den wenigsten bekannte, völlig mit biblischen und legendären Szenen ausgemalte Turmkapelle. Abschließend soll bei gemütlichem Beisammensein das Bewußtsein «gestärkt werden», daß die hinter uns liegende Kunstfahrt in einem unserer liebenswürdigsten Weinbaugebiete stattfand.

16

Bebenhausen – Tübingen – Oberndorf Kunst, Geschichte, Kultur

Führung: **Dr. Ehrenfried Kluckert**

Sonntag, 21. Mai 1978

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 20,-

An den Kunstdenkmälern Tübingens werden Geschichte und Eigenart der Stadt deutlich: Schloß Hohentübingen steht für die Pfalzgrafen und für die Grafen und Herzöge Württembergs; diesen begegnet man wieder in der Grablage im Chor der Stiftskirche, aber diese Kirche hat auch mannigfaltige Bedeutung für Stadt und Universität. Sie weist zudem nach Bebenhausen, dem anderen Ziel dieser Fahrt: sie war eine Zeitlang diesem Kloster inkorporiert. In Bebenhausen sollen vor allem auch mittelalterliche Philosophie und zisterziensische Ordnung veranschaulicht werden. – Es gibt die Vermutung, der heutige Altar der Kirche in Oberndorf (Gde. Ammerbuch) sei von Bebenhausen dorthin geflüchtet worden. Den Teilnehmern dieser Fahrt werden in Oberndorf neueste Forschungen zur Geschichte und zur Interpretation des Altars erstmals zugänglich gemacht.

17

Fehla- und mittleres Lauchertal

Führung: **Willy Baur**

Sonntag, 21. Mai 1978

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 22,-

Stuttgart – Hechingen – Gammertingen (und zurück)
Die Wanderung führt vormittags von Gammertingen zur Ruine Altes Schloß, von dort Talwanderung entlang der Fehla bis Hettingen. In Hettingen Besuch der spätgotischen Pfarrkirche. Von Hettingen (nach dem Mittagessen) Wanderung über den Teufelstorfelsen nach Gammertingen. Vormittags 2 Stunden, nachmittags 1½ Stunden Gehzeit. Gute Fußwege, aber für alle Fälle ist gutes Schuhzeug zu empfehlen.

18

Rheinische Städte des Mittelalters:

Speyer – Worms – Bonn – Köln – Aachen

Führung: **Hans-Ulrich Seidt**

Fronleichnam, 25. Mai bis Sonntag, 28. Mai 1978

Abfahrt: 6.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 122,-

1. Tag: Stuttgart – Speyer (rom. Dom mit Kaisergruft, rom. Reste des jüdischen Bades) – Worms (rom. Dom, jüdischer Friedhof, rom. Synagoge) – Maria Laach (rom. Benediktinerabtei)

2. Tag: Maria Laach – Rheintal – Bonn (rom. Münster, Doppelkapelle von Schwarzrheindorf, Residenz, Poppeisdorfer Schloß, Rathaus, Stadtrundfahrt) – Köln

3. Tag: Köln (Sakrale Kunst des Mittelalters im Schnütgen-Museum) – Aachen (Dom, Domschatz, Rathaus, Barbarossamauer, Ponttor, Stadtbesichtigung) – Kornelimünster (ehemalige Reichsabtei)

4. Tag: Köln (Römisch-Germanisches Museum, Dom, St. Pantaleon, St. Aposteln, St. Gereon, Stadtrundfahrt) – Rückfahrt nach Stuttgart

Trotz aller Zerstörungen des Krieges prägen die städtischen Zentren des Mittelalters noch heute den Charakter des Rheinlands. Neben einer Fülle von Sakralbauten aus der Zeit zwischen dem 8. und dem 15. Jahrhundert spiegeln bedeutende Profanbauten Macht und Ohnmacht all jener Gruppen wider, die das Bild einer mittelalterlichen Stadt bestimmten: das bürgerliche Rathaus steht neben dem Sitz des bischöflichen Stadtherrn, die Minoritenkirche neben dem jüdischen Ghetto.

Die Studienreise führt außerdem durch einige der reizvollsten Gebiete von Hunsrück und Eifel.

19

Das 800jährige Maulbronn

Führung: **Dr. Wolfgang Irtenkauf**

Sonntag, 28. Mai 1978

Abfahrt: 7.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 20,-

Stuttgart – Maulbronn – Lienzingen – Enzweihingen – Weissach – Stuttgart

Im Mai des Jahres 1178 wurde die neue Klosterkirche in Maulbronn geweiht. Grund, dieses großartige Denkmal aus der Stauferzeit mit einem Jubiläum zu feiern. Wir besuchen am Vormittag den Festgottesdienst und anschließend daran die Festansprache von P. Dr. Dr. Koloman Spahr (Mehrerau) über die Geschichte Maulbronn unter der Zisterzienserherrschaft. Am Nachmittag wird die Ausstellung eröffnet, die Zeugen aus dem alten Maulbronn wieder zusammenführt, die schon vor Jahrhunderten der Ursprungsheimat entfremdet wurden. Auf der Rückfahrt wollen wir uns an Beispielen noch einmal vergegenwärtigen, worin der Einfluß Maulbronn auf die Umgebung bestand. (Lienzingen, Weissach)

20

Knittlingen

Museum des Dr. Johann Faust

Führung: **Frau Elisabeth Zipperlen**

Mittwoch, 31. Mai 1978

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 16,-

Stuttgart – Bietigheim – Untermberg – Großsachsenheim – Lienzingen – Knittlingen – Kürnbach – Ochsenbach – Bietigheim – Stuttgart

Die Geschichte des Doktor Faust scheint besonders aktuell zu sein: Zum Tübinger Universitätsjubiläum erschien eine Faksimile-Ausgabe der in Tübingen entstandenen gereimten Fassung des Volksbuches; und jedes Theater, das etwas auf sich hält, spielt irgendeine Version dieses Stoffes. Da ist es gut, einmal einen der Schauplätze der Faust-Geschichte aufzusuchen. In Südwestdeutschland bedeutet das: Knittlingen; und dazu das Faustmuseum im alten Rathaus, wo alles gesammelt ist, was je über Faust geschrieben, gedichtet und komponiert worden ist. – Unterwegs sollen die über Untermberg gelegene Ruine Alt-Sachsenheim besucht werden, die Wehrkirche in Lienzingen und in Kürnbach das Jacob Müller zugeschriebene Grabmal der Familie von Sternenfels.

21

Vor Hohenzollerns steilem Felsen Zwischen Raichberg und Maria Zell

Führung: **Hans-Dieter Stoffler**

Samstag, 3. Juni 1978

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 23,-

Stuttgart – Raichberg – Naturschutzgebiet Zellerhorn – Maria Zell – Stuttgart

Der Raichberg gehört zu den landschaftlichen Höhepunkten der Schwäbischen Alb, die Burg Hohenzollern ist eine historische Landmarke in ihrem Bereich. Hier finden sich ausgezeichnete Anlässe, Flora und Geologie der Südwestalb zu erläutern; Holzweiden und Wacholderheide, Wälder, Naturschutzprobleme – z. B. im Naturschutzgebiet Zellerhorn – und Fragen der Landschaftspflege sind weitere Themen dieser Studienfahrt.

Die an Geschichte und Kunst Interessierten finden in der Kirche Maria Zell eine erst in jüngster Zeit gründlich renovierte Kostbarkeit.

22

Auf den Spuren des Baumeisters Jacob Müller

Führung: **Elisabeth Zipperlen**

Sonntag, 4. Juni 1978

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 27,-

Stuttgart – Oppenweiler – Liebenstein – Massenbach – Bad Rappenau – Ruine Hirschhorn – Handschuhsheim – Neckartal – Stuttgart

Jacob Müller verdankt das Württembergische Unterland die bezaubernde Liebensteiner Kapelle bei Neckarwestheim. In Oppenweiler befinden sich Grabmäler für die Herren von Sturmfeder und in Massenbach ein weiteres Grabmal, das er gefertigt hat. In Gemmingen sehen wir am Schloß eine prachtvolle Renaissancetür, ebenso in Bad Rappenau. Die Neckarbischofsheimer Friedhofskirche und die Stadtkirche enthalten ebenfalls Arbeiten dieses Baumeisters. Über den kleinen Odenwald fahren wir nach Handschuhsheim, mit Grabmälern dieser Familie und weiter zur Tiefenburg Handschuhsheim.

23

Das 800jährige Adelberg

Führung: **Dr. Wolfgang Irtenkauf**

Mittwoch, 7. Juni 1978

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 14,-

Stuttgart – Adelberg – Oberwälden – Stuttgart

Im Jahre 1178 kamen die ersten Prämonstratenser Mönche aus Roggenburg (Bayr. Schwaben) in das neugegründete Kloster Adelberg auf dem Schurwald. Die 800-Jahr-Feier wird diesen Ort, der zudem mit staufischer Geschichte besonders verbunden ist, in den Blickpunkt des Interesses stellen. Wir wollen bei dieser Nachmittagsfahrt versuchen, anhand der erhaltenen Zeugnisse die Geschichte des Klosters wiederaufleben zu lassen; es soll aber auch gezeigt werden, wie sich Adelberg-Kloster von Adelberg-Ort (dem ehemaligen Hundsholz) unterschied. Sollte Zeit bleiben, ist eine kurze Einkehr in der Kirche zu Oberwälden vorgesehen, die bei schönem Wetter angewandert werden kann.

24

Der Hegau

Geologie und Botanik einer Landschaft

Führung: **Dr. Hans Scheerer**

Freitag, 9. Juni bis Sonntag, 11. Juni 1978

Abfahrt: 14.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 61,-

Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Rottweil – Donaueschingen – Hüfingen – Singen (mit Abstecher nach Stein a. Rhein). Rückfahrt ebenfalls über Rottweil – Tübingen. Der Hegau hat wegen seiner Vulkanberge und seiner sonstigen erdgeschichtlichen und naturkundlichen Besonderheiten schon immer eine starke Anziehungskraft auf den Naturfreund ausgeübt. Die Teilnehmer werden die bekannteren Berge (Hohentwiel, Hohenkrähen, Mägdeberg, Hohenhöwen, Hohenstoffel) besteigen. Dabei wird es auch für den botanisch Interessierten viel Sehenswertes geben, auch einige ausgesprochene «Delikatessen». Übernachtung in Singen.

25

Burg, Marktflecken und Stadt der Staufer-Herzöge Göppingen und Hohenstaufen

Führung: **Dr. Dieter Kauf**

Samstag, 10. Juni 1978

Abfahrt: 7.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 20,-

Stuttgart – Göppingen – Hohenstaufen – Göppingen – Stuttgart

In Göppingen wird zunächst ein Referat in die Problematik von Burg und Marktflecken Hohenstaufen einführen, sowie in die Frühgeschichte der Stadt Göppingen. Anschließend werden geschichtlich relevante Punkte der Stadt besichtigt und in ihrer Bedeutsamkeit erschlossen. Ein Blick in die stadtgeschichtliche Abteilung des Mü-

seums faßt die gewonnenen Erkenntnisse zusammen. Der Nachmittag gilt der Dreiheit Dorf, Kirche und Burg in Hohenstaufen. Dabei werden die Burgreste, die Barbarossa-Kirche und der Dokumentationsraum für staufische Geschichte besichtigt und die neuesten Forschungsergebnisse besprochen.

26

**Im Naturpark Schönbuch
Geschichte und Gegenwart eines Waldes**

Führung: **Dr. Hugo Baumann**

Samstag, 10. Juni 1978

Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 13,-

Was man nicht unbedingt vermutet: an den einsamen Waldwegen des Schönbuchs finden sich viele Spuren der Geschichte: frühgeschichtliche Gräber, eine keltische Viereckschanze, Reste aus der Römerzeit, Zeugnisse des Mittelalters – und so fort bis in die neuere Zeit, in der Bebenhausen Jagdschloß der württembergischen Könige war. Als erster Naturpark des Landes ist der Schönbuch ein vielbesuchtes Erholungsgebiet zwischen den Ballungsräumen um Stuttgart, um Böblingen–Sindelfingen und um Reutlingen–Tübingen. Diese Beanspruchung muß in Einklang gebracht werden mit der Forstwirtschaft und mit der Tatsache, daß der Schönbuch zugleich auch – wenn auch in einem Gehege – das einzige innerwürttembergische Rotwildrevier darstellt. Der Verwalter des Gehege-Forstamtes Bebenhausen unterrichtet bei Gelegenheit dieser Exkursion über die vielen Besonderheiten dieses unvergleichlichen Waldgebietes. Zum Abschluß: zünftiges Wurstbraten am offenen Feuer bei der ehemals königlichen Jagdhütte!

27

Der rätische Limes in Bayern

Führung: **Dr. Dieter Planck**

Samstag, 10. Juni bis Sonntag, 11. Juni 1978

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 57,-

Stuttgart – Nördlingen – Gunzenhausen – Theilenhofen – Weißenburg i. B. – Burgsalach – Pfünz – Böhming – Eichstätt – Neustadt – Eining – Manching – Donauwörth – Aislingen – Stuttgart.

Diese Exkursion soll ein Bild des rätischen Limes in Bayern mit seinen wohl erhaltenen Ruinen vermitteln. Der Limes wird bei Gunzenhausen erreicht. In Theilenhofen werden das erst vor wenigen Jahren restaurierte Kastellbad und die Topographie des Lagers erläutert. Im Mittelpunkt des ersten Tages steht das Kastell Weißenburg, das erst 1977 entdeckte und ausgegrabene, hervorragend erhaltene Bad und das Museum mit reichen römischen Funden. Die Exkursion führt dann zu einem besonders eindrucksvollen Limesabschnitt bei Burgsalach und zum Burgus in der Harlach, der bisher am gesamten obergermanisch-rätischen Limes ohne Parallele ist. Die Fahrt führt weiter über die gut erkennbaren Kastelle Böhming und Pfünz nach

Eichstätt, wo übernachtet wird. Am zweiten Tag wird zunächst das Ende der rätischen Mauer bei Hienheim aufgesucht, dann führt die Fahrt zum Kastell Eining, dessen Fundamente vorzüglich restauriert sind und das daher mit zu den interessantesten Anlagen am Limes in Deutschland zu zählen ist. Schließlich führt die Fahrt zum großen keltischen Oppidum bei Manching, das seit etwa 2 Jahrzehnten systematisch erforscht wird und sich durch eine eindrucksvolle Befestigung auszeichnet. Auf der Rückfahrt über Donauwörth werden das frühromische Lager bei Aislingen und das spätrömische Kastell Bürgle bei Gundremmingen besichtigt.

28

**Natur vor der Türe der Großstadt
Ein Spaziergang durch den Stuttgarter Rotwildpark**

Führung: **Fritz Oechßler**

Mittwoch, 14. Juni 1978

Abfahrt: 14.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart mit Bus

sonst Treffpunkt: 14.30 Uhr beim Forsthaus I am Stuttgarter Tor

Teilnehmergebühr: DM 9,-

Der Stuttgarter Rotwildpark – einst ein Weidewald, dann 100 Jahre lang Rotwildgehege des Königs von Württemberg – ist bekannt wegen seiner markanten, knorrigen alten Buchen und Eichen.

Heute erfüllt dieser Wald mehrere Funktionen, unter anderem ist er einer der beliebtesten Erholungswälder Stuttgarts. Die Waldbewirtschaftung hat darauf Rücksicht zu nehmen; aber umgekehrt kann nur eine geordnete Forstwirtschaft auf die Dauer die Wälder so instandhalten, daß sie dem Erholung suchenden Bürger gerecht werden. Über diese Zusammenhänge und viele Einzelheiten informiert bei diesem Gang durch den Rotwildpark der Leiter des Stuttgarter Forstamtes.

29

**Bregenz und Vorarlberg
Sommerliche Studienwoche am Bodensee**

Wissenschaftliche Leitung: **Dr. Wolfgang Irtenkauf**

Mitarbeit: **Universitäts-Professor Dr. Elmar Vonbank**

PD DDr. Karl Heinz Burmeister

Univ. Dozent Dr. Kurt Czurda

Samstag, 17. Juni bis Samstag, 24. Juni 1978

Abfahrt: 14.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr und Fahrtroute sowie die Einzelthemen werden mit dem endgültigen Programm bekanntgegeben. Es ist die Absicht dieser Studienwoche, von der Festspielstadt Bregenz aus Geschichte, Landeskunde, Geologie und die gegenwärtigen Probleme unseres Nachbarlandes Vorarlberg kennenzulernen.

Wir planen für Sonntag, den 18. Juni, eine Stadtführung durch Bregenz und eine Auffahrt auf den Pfänder. An den Wochentagen werden uns kenntnisreiche Wissenschaftler aus dem dortigen Raum zu den einzelnen historischen Stätten führen. Eine Schifffahrt auf dem Bodensee ist ebenso eingeplant wie eine Abschlußfahrt in den Bregenzerwald.

Auf den Spuren der Stauer Stauferstätten in Frankreich

(Wiederholung der Studienfahrt 1977)

Führung: Dr. Wilfried Setzler

Samstag, 1. Juli bis Freitag, 14. Juli 1978

Abfahrt: 7.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 1195,- (inclusive Halbpension und Eintrittsgelder)

Stuttgart – Straßburg – Schlettstadt – Egisheim – Montbéliard – Besançon – Dôle – Château Chalon – Arlay – Abtei Baume-les-Messieurs – Lons-le Saunier – Chalon-sur-Saône – Tournus – Cluny – Berzé-la-Ville – Mâcon – Bourg-en-Bresse – Abtei Brou – Perouges – Lyon, Vienne – Champagne – Valence – Cruas – La Garde-Adhémar – St. Paul-Trois-Châteaux – Avignon – Orange – St. Gabriel – Tarascon – St. Gilles – Aigues-Mortes – Arles – Montmajour – Les Baux – Salon de Provence – Aix-en-Provence – Silvacane – Apt – Forcalquier – Sisteron – Embrun – Briançon – Col de Mont Genèvre – Susa – Sagra di San Michele – Turin – Ivrea – Aosta – Großer St. Bernhard – St. Maurice – Montreux – Payerne – Bern – Basel – Stuttgart.

Für diese Fahrt ist ein gültiger Paß oder Personalausweis unbedingt erforderlich. Ebenso sind gute Schuhe und zweckmäßige Kleidung erforderlich.

Daß Apulien, Sizilien oder Franken Kernlandschaften der Stauer waren, ist jedermann bewußt. Dasselbe gilt für das Elsaß. Kaum bekannt ist dagegen, wie eng die Bindungen der Stauer zu anderen heute französischen Gebieten waren, wie stark sie sich um das altlothringische Zwischenreich und um die beiden ihnen gehörenden Königreiche Hoch-Burgund und Arelat (Nieder-Burgund) kümmerten. Besançon als Reichsstadt, Dôle als staufische Residenz, Vaucouleurs, Mâcon, das Rhonetal, die Provence und die savoyischen Alpengebiete sahen wichtige Ereignisse staufischer Geschichte. Aus Pont-a-Mousson stammte die staufische Ahnfrau Hildegard, aus Conques in der Rouergue kamen die ersten Mönche in das staufische Hauskloster Schlettstadt – die Ste. Foy wurde als St. Fides, später als St. Getreuen eine staufische Familienheilige. Durch seine Heirat mit Beatrix, der Erbtochter von Burgund, erhielt Barbarossa die Franche Comte, in Arles wurde er gekrönt. Sein Sohn Otto begründete die staufische Linie in Pfalz-Burgund. Nahe Verwandte der Stauer, wie die Herren von Le Baux, von Adhémar oder Savoyen wurden als Träger staufischer Politik eingesetzt.

31

Auf den Spuren der Stauer Stauferstätten im Elsaß

(Wiederholung der Studienfahrt 1977)

Führung: Manfred Akermann

Samstag, 22. Juli bis Samstag, 29. Juli 1978

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 200,-

Überblick über den Fahr- und Besichtigungsplan: Stuttgart – Lauterburg – Weißenburg – Ruine Fleckenstein – Woerth – St. Walburg – Hagenau – Ruine Hohbarr – Zabern – St. Johann – Neuweiler – Lützelburg – Dagsburg – Obersteigen – Maursmünster – Stadtbesichtigung Straßburg (Stadtanlage, Staufische Türme, Münster) – Avolsheim – Molsheim – Rosheim – Oberehnheim – Boersch – Ottrott – Odilienberg – Kloster Andlau – Schlettstadt – Hohkönigsburg – Rappoltsweiler – Hunaweier – Reichenweier – Colmar – (Stadt und Horburg) – Kaisersberg – Türckheim – Route des 5 Châteaux – Egisheim – Rufach – Gebweiler – Murbach – Laudenbach – Le Markstein – Großer Belchen – Thann – Ensisheim – Ottmarsheim – Neubreisach – Breisach – Stuttgart.

Wir übernachteten in Straßburg. Für diese Fahrt ist ein gültiger Paß oder Personalausweis erforderlich. Gute Schuhe und zweckmäßige Kleidung sind notwendig.

Unter allen Landschaften des historischen deutschen Sprachgebietes birgt das Elsaß heute die meisten Stauerzeugnisse. Trotz späterer bewußter Zerstörung staufischer Königspfalzen und Reichsburgern, wie Hagenau und Kaisersberg, zeugen doch Murbach und Schlettstadt, die drei «Egsen» und Rosheim von der Höhe staufischer Kunst. St. Fides in Schlettstadt, St. Walburg im Heiligen Forst und Straßburg waren älteste Stauer-Grablegen. Dagsburg, Egisheim, Hohkönigsburg und Rappoltsstein sind mit der staufischen Frühgeschichte eng verknüpfte Burgen. Nirgends sind die Stauer so stark als Städtegründer hervorgetreten, wie in diesem ihrem Stammland. Von Barbarossas Vater, Friedrich dem Einäugigen, sagte das elsässische Sprichwort, «er habe, so oft er durchs Land ritt, am Schwanze seines Pferdes allemal eine Stadt und eine Burg angebunden gehabt», also gewissermaßen nur so im Vorüberreiten Burgweiler und Städte gegründet. In Wirklichkeit ist das Elsaß geradezu ein aufgeschlagenes Lehrbuch des staufischen Landesausbaus.

32

Burgfelden, Böllat, Schalksburg Landschaft an der oberen Eyach

Führung: Willy Baur

Sonntag, 23. Juli 1978

Abfahrt 8.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 24,-

Stuttgart – Hechingen – Balingen – Burgfelden – Margrethausen – Pfeffingen – Thanheim – Stuttgart
Burgfelden gehört zu den höchstgelegenen Siedlungen auf der Schwäbischen Alb. Es ist berühmt wegen seiner alten Kirche mit ihren Wandmalereien und wegen der Ausgrabungen unter dieser Kirche, die eine Vorgängerkirche lombardischen Stils erschlossen haben. Von hier aus führen Wanderwege auf den Böllat, einen der schönsten Aussichtspunkte in diesem Bereich der Alb, zu den umfangreichen Resten der Schalksburg (Aussichtsturm mit Blick über das Eyachtal) sowie über den Heersberg mit seiner durch ehemalige Weidewirtschaft entstandenen parkartigen Landschaft nach Margrethausen.

Schwäbisches Preußen**Das ehemalige Fürstentum Hohenzollern-Hechingen**Führung: **Dr. Wilfried Setzler****Sonntag, 30. Juli 1978****Abfahrt: 7.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Teilnehmergebühr: DM 26,-

Stuttgart – Hechingen – Haigerloch – Stetten b. H. – Dettensee – Glatt – Diessen – Owingen – Stuttgart

Dynastische Beziehungen bewahrten die beiden hohenzollerischen Fürstentümer Hechingen und Sigmaringen bei der großen «Flurbereinigung» im deutschen Südwesten zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Gegensatz zu manchen anderen Adelsherrschaften vor dem Untergang. Auf Grund der Revolution von 1848 dankten die Fürsten zu Gunsten des Königs von Preußen ab und die schwäbische Bevölkerung wurde preußisch.

Die Fahrt will die Geschichte eines der beiden Fürstentümer von seinem Anfang bis zum Übergang an Preußen lebendig machen: Hechingen (alte Residenz, Pfarrkirche und neu renovierte Renaissance-Kirche St. Luzen), Schloß Lindich, Haigerloch (zeitweilig Residenz, Schloß- und Wallfahrtskirche, die beide in vielfältiger Beziehung zum oberschwäbischen Barock stehen), Stetten b. H. (Dominikanerinnenkloster), Dettensee (Reste eines Wasserschlosses), Glatt und Diessen (ehemalige Herrschaft des Klosters Muri, die 1803 an Hohenzollern kam) und Owingen (romanische Kapelle).

Alte Kirchen im Kreis Ludwigsburg (IV)Führung: **Markus Otto****Mittwoch, 9. August 1978****Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Teilnehmergebühr: DM 13,-

Stuttgart – Hemmingen – Eberdingen – Nußdorf – Riet – Stuttgart

Hemmingen besitzt in seiner Lorenzkirche ein besonders interessantes Bauwerk mit wehrhaftem Westturm, einem bedeutenden Renaissanceportal und zahlreichen spätgotischen Wandgemälden im Chor. Die Eberdinger Martinskirche überrascht durch die hervorragend schönen spätgotischen Konsolenfiguren ihres Chorgewölbes (Apostel), die mit denjenigen in der Hirsauer Marienkapelle verwandt sind. Von der einstigen Martinskirche in Nußdorf steht seit ihrer Zerstörung im Krieg nur noch der Turm. Die Kirchengemeinde konnte in die Friedhofkirche, die ehemalige Wallfahrtskirche «zum heiligen Kreuz», umziehen. Diese ist mit ihrem architektonisch besonders schönen Chor, den zahlreichen Grabmälern der Ortsherren v. Reischach und interessanten Wandgemälden eine beachtliche Sehenswürdigkeit. In Riet wird Gelegenheit zu gemütlichem Ausklang der Fahrt sein. Es wird dort aber nicht versäumt, einen Blick in das alte Chorturm-kirchlein St. Stephanus zu werfen, wo einige genealogisch wertvolle Grabsteine zu sehen sind.

Aktion Irrenberg**Samstag, 12. August 1978****Abfahrt 6.30 Uhr vom Karlsplatz in Stuttgart**

Zusteigemöglichkeit an der Fahrtstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg **nach Vereinbarung**
Hinweis für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her, Treffpunkt ab etwa 8.00 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebietes Irrenberg.

Der größte Teil des Naturschutzgebietes Irrenberg ist im Besitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Zur Erhaltung seines schutzwürdigen Zustandes bedarf es einer jährlichen Mahd und eines systematischen und pfleglichen Ausholzens. Die für Maschinen unzugänglichen Partien (wie etwa die Ränder der Gebüsch) werden durch freiwillige Mäher ausgemäht. Das Mähgut wird dann auf Plastikbahnen auf den unteren Hangweg geschlittelt und von da abgefahren. Diese Aktion ist besonders beispielhaft für den guten Geist der Zusammenarbeit aller naturverbundenen Vereine, Körperschaften und Behörden.

Die Aktion dokumentiert jedes Jahr den Willen der Bürger zur Erhaltung einer natürlichen Umwelt und gewährleistet die Pflege eines besonders schönen und wichtigen Naturschutzgebietes.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND bittet seine Mitglieder nach Kräften an dieser Pflegeaktion teilzunehmen, die ganz nebenbei auch ein recht vergnüglich-geselliges Unternehmen ist.

Die Fahrt ist kostenlos, für Bewirtung ist gut vorgesorgt.

Schlösser und Kirchen im unteren IllertalFührung: **Albrecht Rieber****Sonntag, 20. August 1978****Abfahrt: 7.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Teilnehmergebühr: DM 28,-

Stuttgart – Ulm – Illerkirchberg – Brandenburg – Unter- und Oberbalzheim – Kellmünz – Illertissen – Witzighausen – Ulm – Stuttgart

Auf den Höhen zu beiden Seiten der Iller zwischen Ulm und Memmingen sind Burgreste, Schlösser und Kirchen (meist aus der Renaissance) Zeugen einstiger Adelsherrschaften des 12. bis 18. Jahrhunderts. Sie sind oft schwer zugänglich und daher wenig bekannt; manche gerieten auch wegen ihrer abseitigen Lage an der Landesgrenze von Württemberg und Bayern fast ganz in Vergessenheit.

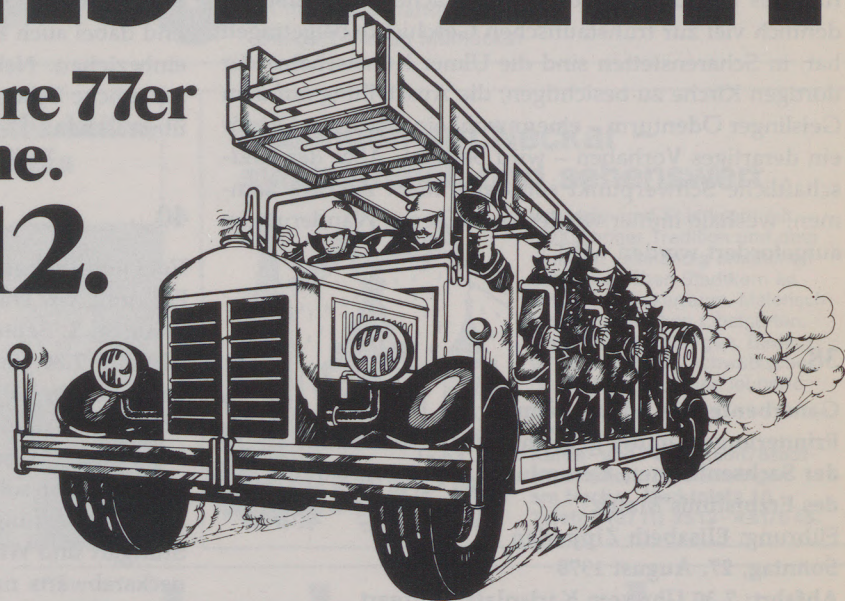
Die unbekannte Ulmer AlbFührung: **Dr. Wolfgang Irtenkauf****Sonntag, 27. August 1978****Abfahrt: 7.15 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Teilnehmergebühr: DM 27,-

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

HÖCHSTE ZEIT

Für Ihre 77er
Bauspargewinne.
Bis 31.12.



Nur wer vor dem 31.12. Bausparer wird und entsprechende Einzahlungen leistet, sichert sich noch Bausparprämien oder Steuervorteile für das ganze Jahr 1977.

Auch Einzahlungen auf bestehende Bausparverträge sollten aus diesem Grund noch vor dem Jahresende erfolgen.

Bausparen bietet durch das billige, zinsstabile Bauspardarlehen ab 4,5% Zins (bei 2,5% Guthabenzins) die günstigsten Voraussetzungen für die Finanzierung wohnwirtschaftlicher Vorhaben.

Nutzen Sie zunächst die hohen Prämien- oder Steuervorteile, die Sie noch für dieses Jahr in Anspruch nehmen können.

Kommen Sie jetzt zu uns.

Letzter Termin für die Sicherung der 77er Bausparvorteile ist, wie gesagt, der **31.12.**

Informationen erhalten Sie überall in Württemberg bei unseren örtlichen Beratungsstellen, von unseren Bauspar-Beratern sowie bei allen Sparkassen und deren Zweigstellen.



Öffentliche 
Bausparkasse

Bausparkasse der Sparkassen

Stuttgart – Heidenheim – Anhausen – Gerstetten – Gussenstadt – Weiler ob Helfenstein – Amstetten – Lonsee – Westerstetten – Tomerdingen – Scharenstetten – Merklingen – Laichingen – Stuttgart

Das Gebiet zwischen Geislingen, Heidenheim und Ulm ist wenig bekannt; es bildet ein Dreieck, zerschnitten von einer vielbefahrenen Autobahn, charakterisiert durch die fast ebene Hochfläche der Alb. Aber auch diese Landschaft hat ihre Besonderheiten. In Anhausen ist ein heute ruinöses Benediktinerkloster aufzusuchen, das außerordentlich viel zur frühstaufigen Geschichte beigetragen hat, in Scharenstetten sind die Ulmer Kunstschatze der dortigen Kirche zu besichtigen; die Ausstellung auf dem Geislinger Ödenturm – einem wohl einzigartigen Ort für ein derartiges Vorhaben – wird besucht. Aber der landschaftliche Schwerpunkt soll dabei nicht zu kurz kommen, weshalb immer wieder zu kleineren Wanderungen aufgefördert werden wird.

38

Ganerbenfest in Bönningheim
Erinnerungen an die gemeinsame Ortsherrschaft der Sachsenheimer, Gemminger, Neipperger und des Erzbistums Mainz

Führung: **Elisabeth Zipperlen**

Sonntag, 27. August 1978

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 18,-

Stuttgart – Bönningheim – Stuttgart

Nicht zu Unrecht wird Bönningheim im heutigen Kreis Ludwigsburg die «alte Ganerbenstadt» genannt. Bereits am 16. Februar 793 wurde der Ort erstmals im Lorscher Codex genannt. 1232 stand Bönningheim unter dem Schutz des Erzstiftes Mainz und dessen Erzbischöfe waren die obersten Herren der Stadt. Vorübergehend kam Bönningheim auch an das Markgräfliche-Badensche Haus. Markgraf Rudolf von Baden zu Pforzheim, der Bönningheim von Mainz zu Lehen hatte, verkaufte 1338 die Stadt an Ritter Friedrich von Sachsenheim. Mit Zustimmung der Oberherrlichkeit von Mainz wurde die Stadt 1388 ein Ganerbenbesitz, so daß neben den Rittern von Sachsenheim noch weitere adelige Familien Teil hatten wie die Herrn von Neipperg, von Neuhausen, von Gemmingen, von Wöllwart, von Liebenstein, von Urbach. Das gemeinschaftliche Besitzverhältnis war durch genau präzisierte Verträge geregelt. Die Zeit der Ganerbenschaft bestand bis ins letzte Drittel des 17. Jahrhunderts.

39

Stauferbauten rund um den Hohenstaufen
Eine Bilanz nach dem «Stauferjahr»

Führung: **Dr. Hans-Martin Maurer**

Sonntag, 27. August 1978

Abfahrt: 7.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 22,-

Stuttgart – Lorch – Wäscherschloß – Hohenstaufen – Schwäbisch Gmünd – Hohenrechberg – Staufeneck – Faurndau – Adelberg – Stuttgart

Im Stauferjahr 1977 standen staufige Baudenkmäler in der Umgebung der namengebenden Stammburg im Mittelpunkt des Interesses. Wenn wir nun noch einmal Burgen, Kirchen und eine Stadt in dieser Landschaft besichtigen, wollen wir uns die Beziehungen dieser Orte und ihrer romanischen Bauten zum Kaiserhaus klarmachen, ihre Funktionen innerhalb der staufigen Politik besprechen und dabei auch Forschungsergebnisse des letzten Jahres einbeziehen. Nebenbei lassen wir uns durch die landschaftliche Schönheit des Berglandes um Rems und Fils überraschen.

40

Vor- und Frühgeschichtliche Denkmäler im Neckarland
Führung: **Dr. Dieter Planck**

Sonntag, 3. September 1978

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 22,-

Stuttgart – Walheim – Kirchheim a. N. – Eppingen – Bad Rappenau – Wimpfen i. T. – Weinsberg – Stuttgart

Die Exkursion soll mit der reichen vor- und frühgeschichtlichen Besiedlung des mittleren Neckarlandes zwischen Stuttgart und Wimpfen bekannt machen. Die Fahrt geht neckarabwärts nach Walheim, wo die Topographie des römischen Kastells erläutert und die neuerdings aufgestellte Jupitergigantensäule besichtigt wird. In Kirchheim a. N. werden die Ruinen einer wohlerhaltenen römischen Villa aufgesucht. Die Exkursion führt schließlich nach Eppingen, auf den Ottilienberg mit seinen Befestigungen und zum Grabhügelfeld auf dem Kopfrain. Weiter geht die Fahrt nach Bad Rappenau. Im Mittelpunkt steht dort der erst vor wenigen Jahren vollständig restaurierte römische Gutshof. Über Wimpfen i. T., wo bei einem kurzen Halt die Topographie der römischen Stadt erklärt wird, führt uns die Fahrt nach Weinsberg, wo das im Jahre 1977 restaurierte römische Bad und Teile eines Wohnhauses besucht werden.

41

Barock und Rokoko zwischen Ulm und Burgau

Führung: **Albrecht Rieber**

Sonntag, 3. September 1978

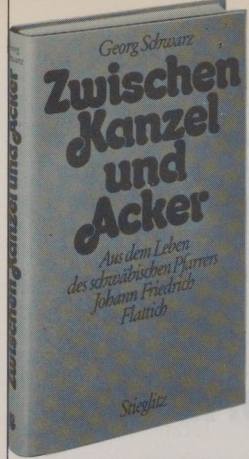
Abfahrt: 7.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 28,-

Stuttgart – Ulm – Thalfingen – Günzburg – Wettenhausen – Burgau – Hammerstetten – Oberelchingen – Ulm – Stuttgart

Ein stark reichsfreie Abteien und die vorderösterreichische Markgrafschaft Burgau haben zahlreiche Kirchen und auch Stadtbilder hinterlassen, an denen die Entfaltung der Kunst in Barock und Rokoko bis hin zum Klassizismus an berühmten und auch an wenig bekannten Beispielen sichtbar werden kann.

Für Schwaben – über Schwaben



Georg Schwarz: Zwischen Kanzel und Acker

Ein dörflicher Friedensrichter und Salomo, ein zum gesalzenen Humor neigender Erzieher und Schlichter in Streitigkeiten, aber auch ein frommer Schelm ist der Pfarrer Johann Friedrich Flattich, der in einigen Dörfern Württembergs gelebt und weit über sie hinaus gewirkt hat. 192 Seiten, DM 18,-

Georg Schwarz: Jörg Ratgeb

Der spannende Roman eines in seiner Bedeutung erst heute erkannten und gewürdigten Künstlers. Maler von monumentalen Altären und Fresken (um 1480 bis 1526). 228 Seiten, DM 18,-

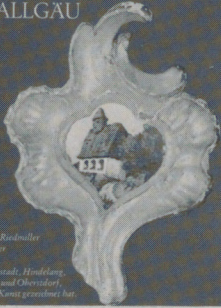
Georg Schwarz: Pfeffer von Stetten

Wer schmunzelt nicht bei der Lektüre dieser heiteren Geschichten um den schwäbischen Erzschemel von „anno dazumal“, der seine Mitmenschen gründlich durchschaut. 200 Seiten, ill. DM 14,80

In Ihrer Buchhandlung
Stieglitz-Verlag Mühlacker



KLEINE KOSTBARKEITEN IM ALLGÄU

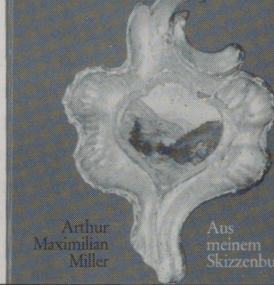


Kornelius Bredemüller erzählt über Kapellen bei Immenstadt, Hraditzung, Sandheim und Oberwinden. Die Ad-El-Kunst gerät in Gefahr.

Aus dem
Verlag für Heimatpflege
im Heimatbund Allgäu
Königstraße 25, 8960 Kempten

Kleine Kostbarkeiten aus dem Allgäu

KLEINE KOSTBARKEITEN IM ALLGÄU



Arthur Maximilian Müller

Aus meinem Skizzenbuch

Esslingen am Neckar – sympathisch und sehenswert



Industrie- und Schulstadt mit 1200jähriger Tradition und dem einzigen vollständig erhaltenen mittelalterlichen Stadtkern im Mittleren Neckarraum. Malerisch gelegen zwischen Obstgärten, Wald und Weinbergen. Bedeutende Bauwerke, schwäbische Gastlichkeit und eine lebhaft City.

Information:
Kultur- und Freizeitamt/Stadtinformation, 7300 Esslingen am Neckar, Marktplatz 16, Telefon (0711) 3512-441/645.

Weihnachtsgeschenke von der Sparkasse, die wertvoller werden



Nicht immer trifft der Schenker genau den Wunsch des Beschenkten. Eine Enttäuschung ist dann sicher. Warum nicht gleich ein »neutrales Geschenk« wählen? Ein Geschenk, dessen Wertschätzung jedermann geläufig ist und dessen Wert sich sogar vermehrt.

Sparkassenbriefe, Sparkassenfonds-Anteile, Geschenkgutscheine, Sparkassenbücher, Sparschweine, Medaillen, Goldmünzen und Goldbarren in verschiedenen Gewichten, sind begehrte und erinnerungsreiche Gaben.

wenn's um Geld geht
 **Sparkasse**

Schloß Horneck am NeckarFührung: **Elisabeth Zipperlen****Mittwoch, 6. September 1978****Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Teilnehmergebühr: DM 17,-

Stuttgart – Gundelsheim – Schloß Horneck – Hochhausen – Stuttgart

Am Eintritt des Neckars in den Odenwald liegt der alte Ort Gundelsheim. Über ihm erhebt sich Schloß Horneck, einst Sitz einer Kommende des Deutschordens. Heute befindet sich dort das Siebenbürgische Heimatmuseum. Über den Neckar hinweg fahren wir nach Hochhausen. In der Kirche sind viele Kostbarkeiten zu sehen: Fresken, ein Altarbild, das ein Frühwerk des Meisters Matthias Grünewald ist, eine Kreuzigungsgruppe aus der Schule Tilman Riemenschneiders und das Grab der Heiligen Notburga.

Das Wallis – Land der Gletscher und RebenFührung: **Peter Brenner****Samstag, 9. September bis Sonntag, 17. September 1978****Abfahrt: 7.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Teilnehmergebühr: DM 289,- (Ohne Bergbahn- und Liftkosten, ohne Eintrittsgelder!)

Stuttgart – Brig – Stuttgart (Standort wird Brig sein)

Es sind keine hochalpinen Bergtouren vorgesehen, aber diese Wanderfahrt ist für rüstige Bergfreunde gedacht. Zur Anfahrt werden Lifte und Bergbahnen benützt – zum Beispiel auf den Gornergrat, zur Bel Alp, zur Monte Rosa-Hütte. Furka-Gletscher und Aletsch-Gletscher gehören ebenso zu den Zielen wie einige bekannte Orte im Wallis: Saas Fee, Zermatt, Leuker Bad (Walliser Rigi), Les Diablerets, Nufenen.

Der Hotzenwald**Geologie und Geschichte einer Landschaft**Führung: **Dr. Rudolf Metz****Samstag, 9. September bis Sonntag, 10. September 1978****Abfahrt 7.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Teilnehmergebühr: DM 61,-

Stuttgart – Donaueschingen – Neustadt – St. Blasien – Albbruck – Waldshut – Höchenschwand – Häusern – Seebrugg – Rothaus – Grafenhausen – Witznau – Berau – Gurtweil – Laufenburg – Säkingen (bzw. Rickenbach) – Hornberg – Wehr – Wehraschlucht – Todtmoos – Segeten – Hottingen – Görwihl – Dachsberg – Menzenschwand – Altglashütten – Titisee – Donaueschingen – Stuttgart

Der Hotzenwald ist der Teil des südlichen Schwarzwaldes etwa zwischen der Linie Todtmoos – St. Blasien und dem Hochtal; westlich wird er vom Wehra-, östlich vom Schlüchtal begrenzt. Noch bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts war der Hotzenwald ein Teil der Grafschaft Hauenstein, daher wird er auch als Hauensteiner Land

bezeichnet. Die freiheitsliebenden Bauern dieser nicht gerade reichen, sondern eher rauhen und herben Landschaft machten in den sog. Salpeterer-Kriegen (1728/32 und 1738/55) den Herrschenden sehr zu schaffen. – Neben den wichtigen Orten soll die Exkursion vor allem die Landschaft des Hotzenwaldes zeigen, um die historische Sonderentwicklung und den Charakter der Hotzen besser zu verstehen.

Schlösser, Burgen, Residenzen**Im südlichen Teil des Hohenloher Landes**Führung: **Dr. Wilfried Setzler****Samstag, 9. September bis Sonntag, 10. September 1978****Abfahrt: 7.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Teilnehmergebühr: DM 49,-

Stuttgart – Öhringen – Neuenstein – Forchtenberg – Jagsthausen – Berlichingen – Kl. Schöntal – Ingelfingen – Barthenstein – Amrichhausen – Schloß Stetten – Unterreggenbach – Langenburg – Bächlingen – Kirchberg a. d. J. – Vellberg – Schwäbisch Hall – Stuttgart

Im Mittelpunkt der zweitägigen Fahrt steht die ehemalige Grafschaft Hohenlohe. Die Herren von Hohenlohe, später (Ende des 12. Jh.) Grafen, als Gefolgsleute der Staufer groß geworden, spalteten sich in mehrere, zum Teil noch heute blühende Linien. Jede war eifrig bemüht, eigene Residenzen und (Zwerg-)Städte aufzubauen. Noch heute haben sich die hohenlohischen Städte und Schlösser viel von ihrem alten Reiz bewahrt, zumal an ihnen die Industrialisierung und der Bau-Boom (wenigstens weitgehend) vorübergegangen sind. Kleine Abstecher zu benachbarten Herrschaften sollen neben der landschaftlichen Einbettung der Grafschaft auch deren vielfältige Beziehungen nach außen dokumentieren und das Gesamtbild abrunden.

Zwischen Titisee und Feldberg**Herbstwanderung im Schwarzwald**Führung: **Professor Joachim Veil und Günther Wuttig****Sonntag, 17. September 1978****Abfahrt: 7.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Teilnehmergebühr: DM 31,-

Stuttgart – Tübingen – Rottweil – Donaueschingen – Neustadt – Titisee – Stuttgart

Der beginnende Herbst im Gebiet zwischen Titisee und Feldberg bietet im vielfältigen Wechsel von Wald, Wiesen und Wasser einen besonderen Reiz. Wenn eine Herbstwanderung bei diesen Voraussetzungen unter der kundigen Leitung des örtlich zuständigen Forstmeisters erfolgt, werden Schönheiten und Besonderheiten dieser Landschaft erschlossen, die sonst nicht jedermann erkennbar sind. Gleichzeitig erhalten wir einen Einblick in die vielfältigen Fragen des Landschaftsschutzes, die mit der Erschließung dieses Gebietes für den Fremdenverkehr verbunden sind.

Württembergs Landschaft ist uns lieb und teuer

Der abgelegene Bauernhof auf der Alb und das versteckte Ausflugslokal brauchen genauso Strom wie Haushalte und Industrie in Dörfern und Städten.

Das erfordert Kraftwerke, Umspannwerke und eine Vielzahl von Leitungen. Unverzichtbare Anlagen, die gleichfalls die Landschaft prägen. Aber dennoch so wenig wie möglich stören sollen. Das ist oft nicht billig, aber Württembergs Landschaftsbild ist der EVS einiges wert. Deshalb werden schon frühzeitig Fachleute für Umwelt- und Naturschutz bei neuen Projekten hinzugezogen. Nicht erst heute. Sondern seit über 60 Jahren.



Energie-Versorgung Schwaben AG



Die ehem. Freie Reichsstadt Weil der StadtFührung: **Antonie Albinger**

Mittwoch, 20. September 1977

Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 12,-

Weil der Stadt hat zwar so revolutionäre Männer hervorgebracht wie Johannes Kepler und den Reformator Johannes Brenz; die Stadt entschied sich jedoch für die Beibehaltung der katholischen Konfession und isolierte sich damit für lange Zeit von ihrer altwürttembergischen Umgebung. Auf diese Weise blieb viel vom mittelalterlichen Gepräge der Stadt erhalten – so wesentliche Teile der Stadtbefestigung und der Steinbau des Alten Rathauses. – Besichtigungen des Kepler- und des Heimatmuseums ergänzen den Gang durch die Stadt.

Unbekanntes oberes Filstal**Kunst und Kultur rund um die Filsquelle**Führung: **Dr. Dieter Kauß**

Samstag, 23. September 1978

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 22,-

Stuttgart – Göppingen – Geislingen – Bad Überkingen – Deggingen – Wiesensteig – Gruibingen – Göppingen – Stuttgart

Eine Fahrt in das zu Unrecht noch vielfach unbekanntes obere Filstal vereinigt reizvoll kunstgeschichtliche wie landschaftliche Aspekte. Die Fahrt bringt eine überraschende Begegnung mit der Randlandschaft der Schwäbischen Alb, dem industriereichen mittleren und dem von der Natur beherrschten oberen Filstal. Kulturgeschichtlich bedeutsam sind die zwei mittelalterlichen Städte Geislingen und Wiesensteig. Das alte Badhaus von Bad Überkingen läßt die Badeherrlichkeit des 16. und 17. Jahrhunderts in diesem Raum lebendig werden. Für den Raum Altwürttemberg ist überraschend die Dominanz barocker Kunst in Deggingen mit Ave Maria und in Wiesensteig. In Gruibingen sind jüngst Alemannenfunde bekannt geworden. Bei gutem Wetter ist eine Wanderung von Wiesensteig bis zum Filsursprung vorgesehen.

Rottweil – Oberndorf am Neckar – Horb**Perlen der Kunst**Führung: **Dr. Ehrenfried Kluckert**

Sonntag, 24. September 1978

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 26,-

Rottweil bietet – mit dem Kapellenturm, mit dem Heiligkreuzmünster und dessen Ausstattung – eine Reihe von kunsthistorischen Höhepunkten in seiner eindrucksvollen mittelalterlichen Stadtanlage. Besonderes Aufmerken verdient die wiederhergestellte und neu eingerichtete Lo-

renzkapelle mit ihrer berühmten Skulpturensammlung, die nun wieder zugänglich ist. – In Oberndorf wurde die lange schon profanierte Kirche des ehem. Augustinerklosters (spätes Rokoko) in jüngster Zeit mit erheblichem Aufwand wieder in ihren ursprünglichen Zustand gebracht. In Horb soll vor allem die Spitalkirche mit ihrem spätgotischen Hochaltar und unlängst freigelegten Fresken aus der Zeit um 1500 besichtigt werden.

Kunst und Geschichte in Franken**Auf den Spuren Karls IV**Führung: **Dr. Ernst Eichhorn**

Samstag, 30. September bis Sonntag 1. Oktober 1978

Abfahrt: 7.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 68,-

Stuttgart – Nürnberg – Lauf/Pegnitz – Forchheim – Bamberg – Litzendorf – Sulzbach – Prichsenstadt/Ufr. – Stuttgart

(Übernachtung in Nürnberg)

Die Persönlichkeit Karls IV hat weit über Böhmen nach Franken und Schwaben ausgestrahlt. Dort wurde das Heiligkreuzmünster in Schwäbisch Gmünd Ausgangspunkt einer fruchtbaren Bautätigkeit, die untrennbar mit dem Namen der Baumeisterfamilie Parler verbunden ist und die für die ganze deutsche Spätgotik richtungsweisend werden sollte. Neben Prag hat die Zeit Karls IV ihren entscheidenden Niederschlag in Nürnberg, Franken, aber auch in der Oberpfalz gefunden. Die Studienfahrt gibt die Möglichkeit, die Wechselwirkung zwischen Böhmen und Franken im Zeitalter Karls IV an hervorragenden Kunstleistungen festzustellen. Sie bilden gewissermaßen den steinernen Kommentar zur großen Jubiläumsausstellung in Nürnberg. Der Besuch dieser groß angelegten Ausstellungen bildet Anfang und Auftakt zu der hier angekündigten Exkursion.

Sigmaringer Tage 1978**Europäische Kultur im Donaauraum**

(Jahreshauptversammlung 1978)

Samstag, 14. Oktober bis Sonntag, 15. Oktober 1978

Der Ort der Veranstaltung legt das Thema nahe: die großen Ost-West-Beziehungen in Kultur und Geschichte, die in langen Jahrhunderten dem Lauf der Donau folgten. Die Herrschaft Sigmaringen war als österreichisches Lehen eng in dieses Verbindungssystem einbezogen; die über Krauchenwies führende heutige Bundesstraße 311 folgt weithin dem alten Weg in die einstigen österreichischen Vorlande im Breisgau und im Elsaß. Diese Bindungen und Beziehungen hatten und haben weitreichende politische, soziologische und kulturelle Auswirkungen. Sie sollen bei den **Sigmaringer Tagen 1978** dargestellt, erörtert und – bei den Exkursionen und Führungen – an konkreten Anknüpfungspunkten veranschaulicht werden. Das vollständige Programm wird im Heft 1978/2 veröffentlicht.

Aus dem Suppentopf:

Journalist läßt Geld für 141 Eigenheime verlosen.

Damals, 1925, war es noch eine Sensation: Baugeldauslosung von zarter Hand aus einem Suppentopf. Georg Kropp, Journalist und Gründer von

Deutschlands erster

Bausparkasse, strahlte, und das kleine Dorf Wüstenrot im idyllischen Schwäbischen Wald stand kopf.

Um 2,5 Millionen Mark ging es 1925, Baugeld für 141 Eigenheime. Heute geht es,

Werktag für Werktag, um 600x eigene vier Wände – um Baugeldzuteilungen von 6 bis 7 Milliarden Mark, Jahr für Jahr.

Nach und nach konnten Georg Kropp, seine Mitstreiter und Nachfolger, mehr als zwei Millionen

Familien zum eigenen Heim verhelfen.

Inzwischen ist Wüstenrot aber viel mehr als »nur« ein gemeinnütziges Bauspar-Unternehmen. Da

gibt es die »Hausbau Wüstenrot«, die »Wüstenrot Städtebau- und Entwicklungsgesellschaft« die »Wüstenrot-Bank für Wohnungswirtschaft« und die »Wüstenrot Lebensversicherungs-AG«.

Fertighäuser und Häuser zum Selberbauen nicht zu vergessen. Georg Kropp hätte seine Freude dran... auch wenn's heute – dank modernster Computer – nicht mehr so gemütlich zugeht, wie damals, bei der Suppentopf-Verlosung.



wüstenrot
Der gute Grund für Ihr Eigentum.

Und im Herbst: **Zwei Fahrten ins Blaue**

52

Samstag, 21. Oktober 1978

Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz

53

Mittwoch, 25. Oktober 1978

Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz

Wie seit Jahren finden wieder zwei «**Fahrten ins Blaue**» statt. Wir besuchen eine Besonderheit in der Umgebung. Bei einem gemütlichen Beisammensein werden anschließend Dias von Fahrten des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES gezeigt. Eine Bitte: Überlassen Sie uns auch in diesem Jahr einige Ihrer Dias. Bringen Sie diese etwa zehn Tage vor der ersten Fahrt auf die Geschäftsstelle.

Soweit noch Platz in den Bussen vorhanden ist, können auch für diese beiden Fahrten wieder Gäste mitgebracht werden, die sich für eine Mitgliedschaft im SCHWABISCHEN HEIMATBUND interessieren.

Wir erbitten auch zu diesen Fahrten eine rechtzeitige Anmeldung. Die Teilnahme ist kostenfrei. Nur Ihren Verzehr bezahlen Sie natürlich selbst.

54

Auf den Spuren der Staufer

Friedrichs II. Zug über die Alpen 1212

(Wiederholung der Studienfahrt 1977)

Führung: Dr. Dr. Rudolf Bütterlin

Donnerstag, 26. Oktober bis Montag, 30. Oktober 1978

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 170,-

Stuttgart – Memmingen – Fernpaß – Landeck – Inntal – Staufisches Erbgut Prutz – Reschenpaß – Vintschgau – Churburg – Ruine Matsch – Burgeis – Fürstenburg – Taufers – Mustair – Ofenpaß – Engadin – Fluelapaß – Klosters – Prettigau – Chur – Sargans – Werdenberg – St. Gallen – Konstanz – Untersee – Stift Öhningen – Winterthur – Burg Kyburg – Lenzburg – Basel – Egisheim – Colmar – Breisach – Limburg am Kaiserstuhl (Aufenthalt Friedrich II. zur Taufe Rudolfs von Habsburg 1218?) – Stuttgart.

In einem gewagten, handstreichartigen heimlichen Zug über die Alpen erzwingt der junge König Friedrich II. im September 1212 seinen ersten Eintritt nach Deutschland. Fast alle Alpenpässe sind ihm von Anhängern des welfischen Kaisers Otto IV. verlegt. Nur der Bischof von Chur, Arnold Graf von Matsch, begünstigt den Staufer und ermöglicht den kühnen Zug. Mit drei Stunden Vorsprung vor Otto IV. erreicht «das Kind aus Apulien» die wichtige Bischofsstadt Konstanz, die nun dem Welfen die Tore verschließt. «An drei Stunden früher oder später hing damals das Schicksal des Reiches.» Der mächtige Graf Ulrich von Kyburg (Großvater des späteren Königs Rudolf von Habsburg) tritt zur staufischen Sache über und zieht den schwäbischen Hochadel nach. In raschem, festlichem Zug

erreicht der König Basel, hält dort seine erste Fürstenversammlung, läßt Otto IV. aus Breisach vertreiben, faßt im staufischen Colmar Fuß; der Weg zu Königswahl (Frankfurt) und zur Krönung (Mainz) ist offen. In 5 Tagen reisen wir diesen Königswegen nach.

Für diese Fahrt ist ein gültiger Paß/Personalausweis erforderlich, ebenso zweckmäßige Bekleidung und Schuhe.

55

Süddeutsche Bischofsstädte II:

Augsburg

Führung: Dr. Volker Himmelein

Samstag, 28. Oktober bis Sonntag, 29. Oktober 1978

Abfahrt 8.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 58,-

Stuttgart – Autobahn – Augsburg (Samstagnachmittag: Das bischöfliche Augsburg, Sonntagvormittag: Die Stadt der Bürger). Sonntagnachmittag Rückfahrt über Dillingen (1543–1690 Residenz der Augsburger Bischöfe) und Wittlingen (Geburtsort des Hl. Ulrich) – Heidenheim – Stuttgart

Auch in Augsburg findet sich das spannungsreiche Nebeneinander von Bischofssitz und Reichsstadt. Die kirchlichen Gründungen des frühen Mittelalters stecken den Rahmen ab, setzen die Akzente im Stadtbild, die bürgerlichen Bauten des 16. und 17. Jahrhunderts füllen es mit Leben. Die wirtschaftlich aufstrebende Stadt, ein Zentrum spätmittelalterlicher Wirtschaft und Kultur, verdrängt den Bischof, der nach der Reformation nach Dillingen ausweicht. Den Hl. Ulrich und die Fugger könnte man als die Exponenten der beiden Kräfte bezeichnen, die das Bild der Stadt geprägt haben.

56

Adventsfahrt nach Regensburg

Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf

Freitag, 1. Dezember 1978 bis Sonntag, 3. Dezember 1978

Abfahrt 7.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 87,-

Stuttgart – BAB bis Dasing – Altomünster – Scheyern – Pfaffenhofen – Elsendorf – Biburg – Regensburg – Ingolstadt – Donauwörth – Günzburg – BAB Stuttgart

Der Adventsbesuch 1978 gilt einer der bedeutendsten historischen Stätten am europäischen Strom der Donau: Regensburg. Wir werden am Samstag und Sonntagvormittag nicht nur das Leben dieser alten Handels- und neuen Universitätsstadt beobachten, sondern auch die so oft genannten Sehenswürdigkeiten der Stadt von ihrer geschichtlichen Seite her kennenlernen.

Auf der Hinfahrt werden wir das wenig bekannte Zwischengebiet auf der Achse Augsburg–Regensburg besichtigen, das abseits der Hauptverkehrsstraßen liegt und markiert wird durch drei Namen: Altomünster (die Wiege von Weingarten), Scheyern (die bekannte Benediktinerabtei) und Biburg (eine wenig bekannte und dennoch eine der schönsten romanischen Kirchen Bayerns).

Weltweite Bestseller aus dem Ländle - weil Schwaben eben überall sind

Die liebevoll-spitzige Chronistin *Ottile Wildermuth: Bilder und Geschichten aus Schwaben mit den »Schwäbischen Pfarrhäusern«*, eingeleitet von Peter Härtling, ausgewählt und herausgegeben von Rosemarie Wildermuth
200 Seiten, Leinen mit Schutzumschlag, DM 19.80

Der »Hinter-die-Kulissen-Gucker« *Hermann Missenharter: Herzöge - Bürger - Könige*, Stuttgarts Geschichte, wie sie nicht im Schulbuch steht
360 Seiten, Leinen mit Schutzumschlag, DM 29.-



Der geniale Sammler echter Hausmannskost und typischer Spezialitäten, *Fritz Rahn: Hutzelbrot*, ein schwäbisches Mundart-Lesebuch
184 Seiten, Leinen mit Schutzumschlag, DM 19.80

Der »schwäbische Freud«, *Theodor Haering*, doziert mit scharfer Feder: *Schwabenspiegel*, ein Kapitel über den schwäbischen Volkscharakter für Schwaben und Nichtschwaben
128 Seiten, Leinen mit Schutzumschlag, DM 14.80

Diese Bücher mit dem echt schwäbischen Flair sind noch immer das probateste Mittel gegen Langeweile und Mißvergnügen...

...aber auch eine unübertroffene Arznei für „Heimweh-Schwaben“ rund um den Globus.

J.F. Steinkopf Verlag Stuttgart



Gut versichert sorgloser leben!

Sicherheit für den einzelnen und die Familie, für Heim und Haus, für Auto und Geschäft, Vorsorge für heute und morgen, Geld für eigene vier Wände - dieses dreifache Angebot für alle Bereiche des Lebens finden Sie bei der Württembergischen Feuerversicherung AG.

Die Württembergische gehört zu den großen deutschen Versicherungsunternehmen und kann in mehr als 600 Millionen DM Prämieinnahmen einen Beweis für das Vertrauen sehen, das ihr und den rund 14.000 haupt- und nebenberuflichen Mitarbeitern im Außendienst entgegengebracht wird.

Versichern, vorsorgen, bausparen durch die Württembergische Feuerversicherung AG, Stuttgart.





Schwäbische Volkslieder

Ernst Meier gab 1855 die seltenste und umfangreichste Sammlung schwäbischer Volkslieder heraus. Durch Nachwort und Bibliographie von **Lutz Röhrich** auf den neuesten Stand gebracht, liegt dieses große Schwäbische Liederbuch jetzt in einem schönen Nachdruck vor. Das Buch hat **464** Seiten, kostet **19.80 DM** und ist bei Ihrem Buchhändler zu haben.

Prospekte – auch auf andere schwäbische Bücher – bekommen Sie vom

Jürgen Schweier Verlag – Hugo-Wolf-Weg 5 – 7312 Kirchheim/Teck

Wilhelm Hauff, Die Bettlerin vom Pont des Arts

Elegante Novelle der Biedermeierzeit vor dem Hintergrund des Verkaufs der Boisserée'schen Gemäldesammlung in Stuttgart, die heute das glänzende Kernstück der Münchner Alten Pinakothek darstellt. Mit Kommentar. DM 9.80 ISBN 3-7644-0055-x

Gottfried Keller, Dreiklang

Ein hübsches Geschenkbüchlein mit den Novellen: Don Correa, Die Berlocken, der Landvogt von Greifensee. Illustriert. Umfang 202 Seiten. DM 9.80 ISBN 3-7644-0068-8

Gottfried Keller, Die Jungfrau und der Teufel

Eine Legende aus dem Lebensstil des höfischen Mittelalters. Ein Schreibmeisterbuch in Fraktur, mit farbigen Vignetten. Gedruckt auf Tosabütten. DM 9.80 ISBN 3-7644-0067-6



Horst Bissinger KG. Verlag und Druckerei
7031 Magstadt bei Stuttgart Postfach 1148



Ulmer Bilder-Chronik

In Vorbereitung mit
Subskriptionsvorteilen

FAKSIMILE-NACHDRUCK

Band III erscheint zuerst. Format 22 x 28,5 cm mit 604 Seiten und 769 Abbildungen. ■ Bilder, die Erinnerungen wachwerden lassen, aber auch Bilder, die den Fortschritt Ulms dokumentieren. ■ Beziehen Sie Prospekte kostenlos über Ihre Buchhandlung oder die **Druckerei Dr. Karl HÖHN KG**, 8990 Lindau-Bodensee, Postfach 14 30

Henning Siedentopf

Johann Jakob Froberger

Leben und Werk

85 Seiten. Kart. 20,- DM
Stuttgarter Verlagskontor

»Frobergern (Joh. Jacob) hat der selige leipziger Bach jederzeit hoch gehalten, ob er schon etwas alt...«, so bezeugt J. Adlung in seiner »Musikalischen Gelahrtheit« von 1758. Die moderne Musikwissenschaft teilt diese Wertschätzung. Sie anerkennt Froberger als den bedeutendsten Klavierkomponisten vor Bach. Dennoch fehlt bis heute eine umfassende monographische Darstellung seines Lebens und Werkes. Der Versuch Henning Siedentopfs, diesem Mangel abzu- helfen und die Eigenart wie den künstlerischen Rang des 1616 in Stuttgart geborenen Musikers faßbar zu machen, kann daher der Aufmerksamkeit jedes Kenners und Liebhabers sicher sein.



Klett-Cotta



BRILLEN
Contact-Linsen

Optiker

PESCHKE

Stuttgart, Rotebühlplatz 15, beim Wilhelmsbau

Neuerscheinung

DER NECKAR

Carlheinz Gräter

Konrad Theiss Verlag

Die Biographie des Neckars in Wort und Bild. Ein Bildband von Carlheinz Gräter mit Fotografien von Joachim Feist, Albrecht Brugger u. a. 232 Seiten, 119 Kunstdrucktafeln, davon 49 farbig. Leinen DM 59,-

Aus dem Inhalt:
Stammbaum des Landes.
Am jungen Neckar.
Geniewinkel und Musensitz.
Im Angesicht der Alb.
Neckarhafen und Nesenbach.
Drunten im Unterland.
Das Heilbronner Neckarprivileg.
Ordenskreuz und Reichstadtadler.
Aquarelle im Odenwald.
Der Mythos Heidelberg.
Im Banne des Rheins.



Carlheinz Gräter schreibt die Biographie des Neckars, den „Männerchöre vom Blatt besingen“, der in der königlich-württembergischen Oberamtsbeschreibung als „unser vaterländischer Hauptfluß“ vermerkt wird, der mit Schiller, Mörike, Hölderlin, den Tübinger Stiftlern und den Heidelberger Romantikern Literaturgeschichte gemacht hat. Der Autor begnügt sich jedoch nicht mit den romantischen und landschaftlichen Vorzügen, die der Neckar vorweisen kann, auch nicht nur mit der Geschichte, die Landschaft und Menschen prägte. Vielmehr ist es immer wieder der Fluß selbst, der Kampf des Menschen mit diesem Fluß, seine Bändigung, seine Nutzung, die ihn fasziniert: von der Flößerei bis hin zur modernen Neckarschifffahrt, von den Furten und mittelalterlichen Bogenbrücken bis zu den Stauwehren, modernen Brückenanlagen, Industriebauten und Atomkraftwerken und den Kläranlagen, die den Infarkt des Flusses verhindern sollen. Die eindrucksvollen Aufnahmen der Fotografen Joachim Feist und Albrecht Brugger sowie historische Illustrationen begleiten den Text und gestalten das Buch zu einem prächtigen Geschenkband.



Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen

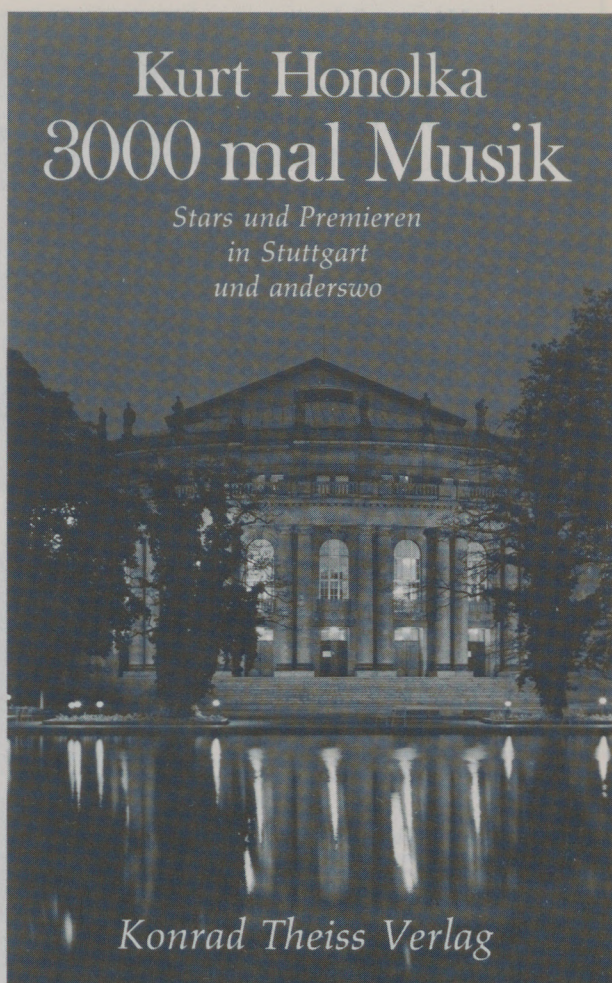
Der bekannte Stuttgarter Musikkritiker, Feuilletonist und Autor zahlreicher musikgeschichtlicher Sachbücher, gibt mit diesem Sachbuch einen Rückblick auf 30 Jahre erlebte Musik aus der Welt der Oper, des Konzerts, der Kammermusik, der Chormusik, von Festivals und Uraufführungen, vom provisorischen und mit viel Idealismus getragenen Neubeginn nach dem Zweiten Weltkrieg bis zur unmittelbaren Gegenwart.

Furtwängler und Knappertsbusch, Adolf Busch und Giesecking, die Callas und Karl Erb – Kurt Honolka hat sie alle miterlebt, gehört, gesehen und bewundert oder kritisiert: in Stuttgart, in Bayreuth, in Salzburg und anderwärts, wo man gute Musik macht. Aber auch große Künstler der Gegenwart hat er lebendig in diesem Spiegelbild spontaner, kritischer Berichterstattung eingefangen: Rostropowitsch, Benedetti Michelangeli, Karajan, die Nilsson, Placido Domingo u. a.

Zu den großen Persönlichkeiten treten die großen Premierenabende mit Inszenierungen von Günther Rennert, Felsenstein, Wieland Wagner – um nur die berühmtesten zu nennen –, Inszenierungen des klassischen, des romantischen und des modernen Musiktheaters von Carl Orff bis Mauricio Kagel. Stuttgart ist nicht nur als Wahlheimat Honolkas Zentrum und Drehscheibe dieses breiten Panoramas musikalischen Geschehens. Die schon fast legendär gewordene „Ära Schäfer“ machte Stuttgart zur begehrtesten deutschen Reise-Oper und zu Wieland Wagners „Winter-Bayreuth“.

Das Stuttgarter Kammerorchester unter Karl Münchinger, das Melos-Quartett, die Hymnus-Chorknaben, Stuttgart als Deutschlands „Chor-Hauptstadt“ sind weltweite Begriffe geworden.

Die zahlreichen Fotos von Stars und großen Aufführungen geben dem Buch hohen Erinnerungswert und machen es zu einem geeigneten Geschenk für jeden Musikfreund in und außerhalb Stuttgarts.



288 Seiten und 100 Abbildungen auf 48 Kunstdrucktafeln. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag DM 32,-

Aus dem Inhalt:

Wo Musik gemacht wird. Unvergessene Opernabende. Winter-Bayreuth. Sänger und Singschauspieler. Mit und ohne Taktstock. Tasten und Saiten. Made in Stuttgart. Liedkunst und Gala-Abende. Deutschlands geheime Chorchauptstadt. Die unbeliebte Moderne. Musiktheater von Egk bis Kagel. Festspiele und Festivals. Neu-Bayreuth. Gespräche mit Großen. Musik ist für die Menschen da. Spaß muß sein.



Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen

SCHWÄBISCHE REPRINTS

DIE SIEBEN SCHWABEN

Mit zehn lithographischen Darstellungen der Auflage von 1832. (17 x 21 cm, 60 Seiten, 10 Bildtafeln, gebunden, DM 48,-) **[Bibliophile Ausgabe von 1000 nummerierten Exemplaren.]**

Eine kostbare Ausgabe der beliebten und stets mit Vergnügen gelesenen großartigen Erlebnisse der sonderbaren Mannen, die da zu siebent ausziehen, um den Hasen, das wilde Tier, zu erlegen.

VOLKSTÜMLICHE KUNST AUS SCHWABEN

Hrsg. Paul Schmohl und Eugen Gradmann. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1908, 124 Seiten mit 511 größtenteils unbekanntem Bildern mit stadt-, bau- und kunstgeschichtlichen Erläuterungen, 21,5 x 30 cm, bedruckte Vorsätze, Leinen, Subskriptionspreis DM 58,-, ab 31. 3. 1978 DM 68,-

Die Abbildungen sind hervorragende Dokumente aus einer Zeit, die oft als die „gute alte Zeit“ empfunden wird. Die zum größten Teil unzerstört aus dem letzten Krieg hervorgegangenen kleinen Städte und Residenzen Württembergs ermöglichen auch heute noch, Kunst und Kultur nach diesem Buch zu suchen und zu betrachten. Die zahlreichen Detailaufnahmen, besonders aus den teilzerstörten Städten, sind Zeugnisse und Bestandsaufnahmen einer Fülle volkstümlicher Kunst, die unwiederbringlich dahingegangen ist.

ALT-STUTTGARTS BAUTEN IM BILD

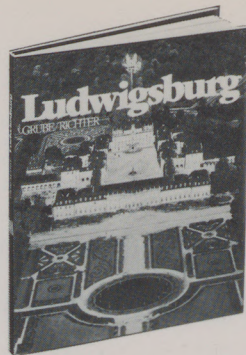
Herausgegeben von Gustav Wais. Unveränderter Nachdruck der Auflage von 1951, 19,5 x 28 cm, 736 Seiten, 648 Abbildungen, Leinen, Subskriptionspreis DM 125,-, ab 1. 1. 1978 DM 148,-

SCHWÄBISCHE ALB

Eine Schilderung ihrer schönsten und interessantesten Punkte. Beschreibender Text von Dr. A. Moll und A. L. Pleibel mit 19 lithographischen Ansichten von E. Emminger, C. Schacher und J. Wölfle, erschienen 1860 in Urach. Ganzleinenband mit farbigem Schutzumschlag im Format 30 x 21 cm, 98 Seiten, DM 88,-

Einzelprospekte bitte beim Verlag anfordern!

**MOHNKOPF REPRINTS
IM VERLAG
WOLFGANG WEIDLICH
FRANKFURT AM MAIN
SAVIGNYSTRASSE 61**



Bildband Ludwigsburg

von Grube/Richter

Format 23 x 28 cm
Ganzleinen

96 Seiten Bildteil mit 31 Schwarzweiß- und 78 farbigen Abbildungen.

36 Seiten Text von Prof. Dr. Otto Borst und Martin Hohnacker.

Ein hervorragendes Werk für alle Freunde Ludwigsburgs. Preis DM 44,-

**Südd. Verlagsanstalt und Druckerei GmbH
Ludwigsburg**

Bei Ihrer Buchhandlung erhältlich!

Karawane Studien-Reisen

Kreuzfahrten 1978

**Unsere Mittelmeer-Kreuzfahrtprogramme
Frühjahr bis Pfingsten 1978 sind erschienen.**

Zum Beispiel:

Das klassische Griechenland
und seine Inselwelt

Griechenland – Byzanz
Tempel, Kirchen und Moscheen

Die Inselwelt der Ägäis

Große Kulturen des Ostmittellmeeres – Israel

Rund um Italien und Sizilien

Südtalien und Tunesien

Westmittelmeer: Südspanien – Marokko

Wanderkreuzfahrt durch die Ägäis

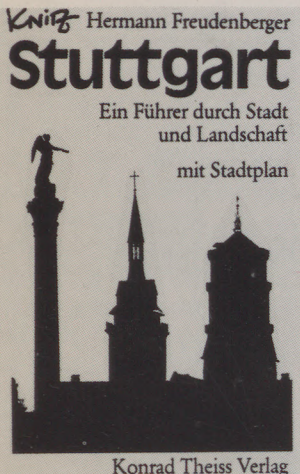
Gerne senden wir Ihnen unsere neuesten
Kreuzfahrtprogramme 1978 unverbindlich zu.

**Programme 1978, Verlagsverzeichnisse,
Auskunft und Anmeldung:**



Büro für Länder- und Völkerkunde
7140 Ludwigsburg Marbacher Str. 96 Ruf (07141) 51091

Der große Stadtführer: informativ, ausführlich, zuverlässig!

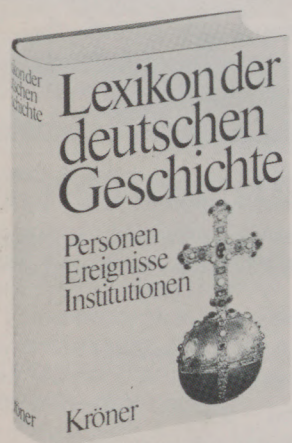


304 Seiten mit 72 teils farbigen Abbildungen und siebenfarbigem Stadtplan in Lasche, ausführliche Register. Flexibler Plastikeinband DM 19,80

Dieser Stuttgartführer, den Knitz, der bekannte Feuilletonist der „Stuttgarter Nachrichten“ geschrieben hat, ist weit mehr als ein üblicher Stadtführer, so wie Stuttgart mehr ist als eine übliche Stadt.

Tatsächlich ist Stuttgart noch heute eine der schönsten Großstädte Deutschlands, mit viel Wald, Weinbergen, Parks und Feldern, mit zahlreichen Aussichtspunkten, eine Stadt, die auf einzigartige Weise neckarschwäbisches Erbe und großstädtische Weltoffenheit verbindet. Ein unentbehrlicher Begleiter für jeden Einheimischen und für jeden Besucher.

Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen



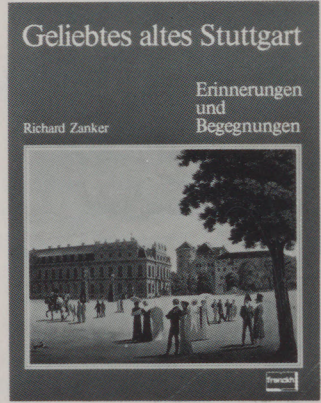
PERSONEN · EREIGNISSE · INSTITUTIONEN
Von der Zeitwende bis zum Ausgang des 2. Weltkrieges
Herausgegeben von Oberstaatsarchivrat Dr. Gerhard Taddey
XII, 1362 Seiten, ca. 6000 Artikel (z. T. mit Literaturangaben) DM 125,—
Subskriptionspreis bis 31. 12. 1977 DM 94,—

Durch hervorragende Zusammenarbeit von 25 Historikern und Archivaren entstand ein Orientierungsmittel für jeden Geschichtsfreund von hohem Anspruch, der sich nicht nur über Personen unterrichten will, sondern darüber hinaus auch Auskunft über Ereignisse wie Verträge, Kongresse, Gesetze, Aufstände, Schlachten, Kriege oder über Institutionen wie Territorien, Parteien usw. erwartet, die er selbst in den größten Nachschlagewerken vermissen mußte.

Diese Dokumentation, die räumlich das Gebiet in den ungefähren Grenzen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation unter Einbeziehung Österreichs bis 1945 und der Schweiz bis 1648 in einem handlichen Band umfaßt, war nur durch äußerste Konzentration der Darstellung möglich, die im Interesse reiner Tatsachenvermittlung ihre höchste Aufgabe in der sachlichen und prägnanten Aufzählung des Wißbaren sieht.

ALFRED KRÖNER VERLAG STUTTGART

Das schöne Geschenkbuch



4. Auflage des 1963 erstmals erschienenen, seit Jahren vergriffenen Bandes.

Richard Zanker – einst Redakteur beim Schwäbischen Merkur – erzählt von Erinnerungen, Begegnungen und Erlebnissen, Anekdotisches und Amüsantes aus Stuttgart zur Zeit der Jahrhundertwende.

Die Bildtafeln sind Reproduktionen zeitgenössischer, bisher kaum bekannter Lithographien, Stiche und Aquarelle.

141 S., 33 Farb- und 17 SW-Tafeln.
ISBN 3-440-04450-5, geb. DM 34,—
In Ihrer Buchhandlung.

**Kosmos-Verlag, Postfach 640,
7000 Stuttgart 1**